Die

[illegible] von St. [illegible]

Roman

von

Georg Horn

[illegible]

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
18[illegible]

Der

Schatz von St. Himmelspfort.

Roman

von

Georg Horn.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

1875.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Zwölftes Kapitel.

Ein Zeitungsblatt.

Herr James Dupont war seit dem Wohlthätigkeitsballe in das Haus der Präsidentin eingeführt; er machte von dieser Gunst auch uneingeschränkten Gebrauch; er segelte unter der Flagge des Obergerichtsraths seinem vorgesetzten Ziele zu. Zwischen den Beiden schien nicht nur eine intime Bekanntschaft, sondern selbst eine freundschaftliche Vertraulichkeit zu herrschen, der Ball die Allianz vollendet zu haben. Täglich sah man sie gegen Abend nach dem Hause der Präsidentin wandern, täglich setzte der Wagen Dupont's den Obergerichtsrath gegen Mitternacht vor dessen Wohnung ab. So lange hielt jetzt Frau Turneyssen Salon und in kurzer Zeit war es so weit, daß es ihr unangenehm war, wenn einmal Sandauer ohne den neuen Hausfreund kam. Sandauer machte über dieses

neue Attachement seiner verehrten Freundin seine Scherze; seine Eifersucht würde mit der Zeit erwachen, wenn diese Neigung sich bei ihr steigere; aber im Grunde fühlte man das Behagen durch, das er darüber empfand, daß die Sachen sich so günstig für seinen neuen Freund gestaltet hatten.

Nach dem Vorfalle mit Klara und den Aeußerungen Konrad's hätte die Präsidentin allerdings Ursache gehabt, gegen Sandauer etwas mißtrauischer zu werden, aber das Mißtrauen war ihr unbequem. Sie hatte es ein paar Abende versucht, dann war aber das vorige Verhältniß wieder in sein Alters- und Gewohnheitsrecht eingetreten.

Auch Ada hatte jetzt die ganze Grundstimmung ihres Wesens wiedergewonnen; das Ereigniß im Pavillon glich einem heftigen Windschauer, der die Kronen der Bäume rüttelt. Sie haßte Wildner, hielt dabei jedoch immer den Gedanken fest, daß er sie liebte und daß seinem Auftreten in der Riedner'schen Angelegenheit gegen sie nur die Absicht zu Grunde gelegen habe, auf ihr Herz und dessen Entschließungen irgend eine Pression zu üben. Ihr Haß würde vielleicht nicht so tiefe Wurzeln gefaßt haben, hätte sie die Ueberzeugung gewinnen können, daß bei Wildner das Bestimmende nur allein die Sache war. Hier in dem Gegensatz der Auffassung Ada's, die Alles nur aus persönlichen Motiven

ableitete, zu derjenigen Wildner's, der aus den Dingen heraus und um ihrer selbst willen handelte, hier schied sich so recht deutlich weibliches und männliches Element!

Eines bereute Ada im Stillen bitter, daß sie den Obergerichtsrath in das Vertrauen gezogen. Das war in der ersten Aufwallung, in der lodernden Entrüstung über den Grafen geschehen, sie fühlte sich jetzt in den Banden dieses Mannes, der sich zwar den Freund ihrer Mutter nannte, derjenige der Tochter jedoch niemals war. Sie wußte ganz sicher, daß er daraus bei erster Gelegenheit Vortheil zu ziehen versuchen würde, und diese Gelegenheit ließ auch nicht lange auf sich warten. Sandauer unterstützte Dupont's Bemühungen um Ada's Hand.

Je kälter und zurückhaltender Ada wurde, in desto höherem Grade schien die Temperatur im Herzen Dupont's zu steigen. An dem Obergerichtsrath, ja selbst an der Präsidentin fand er treue Beiständе, die ihn ermuthigten und ihm bei Ada das als eine augenblickliche Stimmung und Laune darzustellen bemüht waren, was er für einen Ausdruck der Abneigung anzunehmen gewillt war.

Die Präsidentin, Ada und Dupont waren allein beim Thee. Der Obergerichtsrath hatte erst später sein Erscheinen in Aussicht gestellt. Die Präsidentin

stand plötzlich auf und ging, indem sie Dupont einige Worte zuraunte, hinaus.

„Sagen Sie, Herr Dupont, was hat Ihnen denn Mama im Vorübergehen zugeflüstert?"

„Daß sie es gerne sähe, wenn wir uns heiratheten," antwortete der Gefragte, ohne sich einen Augenblick zu besinnen.

„Bravo! Schon diese Offenheit von Ihrer Seite verdiente, daß ich Mama's Wunsch erfüllte. So kurz hat überdem noch kein Mann seine Absichten bei mir ausgesprochen. Das imponirt mir wahrhaftig. Wer weiß, was noch geschieht!"

Dabei lachte sie laut auf, gerade als ob es ihre Mutter hören sollte.

„Glücklicher würde es mich machen, Fräulein Ada, wenn ich aus dieser Rede eine bestimmte Zusage oder wenigstens eine sichere Hoffnung für mein Herz ableiten könnte."

„Ah, das ist zu keck, lieber Dupont, von einem Herzen zu sprechen!"

„Wie so? Habe ich ohne Herz sonst ein Recht, von ernsteren Absichten auf Ihre Hand zu sprechen, wenn ich Sie überhaupt nicht auf das Tiefste beleidigen soll?"

„Wenn man aber das Herz und keine bloße Partie im Auge hat, Herr Dupont, dann bewirbt

man sich nicht um die Gunst der Mutter, ehe man sich der Liebe der Tochter versichert hat.“

Dupont hatte Tags darauf dem Obergerichtsrath dieses kurze, aber jedenfalls bezeichnende Zwiegespräch mitgetheilt. Sandauer konnte seinen Unwillen nicht verbergen und schlug heftig mit dem Stocke auf den Boden; es war bei einem Spaziergang durch die Anlagen der Dupont’schen Villa, und der Besitzer hatte seinem neuen Freunde eben die Pläne zur Erweiterung der Gartenanlage mitgetheilt.

„Meine Frau soll hier Gebieterin sein, so weit, als ihr Blick ringsum schweifen kann, ihr Fuß soll auf dem Rasen wie auf Sammetteppichen wandeln. Nur scheint bisher noch wenig Aussicht zu sein; ich sage Ihnen, ich bin noch weit, weit vom ersehnten Ziele entfernt. Es war von Ada eine Erklärung — eine einfache Abweisung in ein Bonbonpapier gewickelt.“

„So durchkreuzt mir dieses eigenwillige, trotzige, launenhafte Wesen noch alle meine Pläne,“ ließ sich Sandauer in Unmuth vernehmen. „In Allem, Allem setzte sie mir ihren Willen entgegen — gerade als wenn sie meine geheimsten Absichten in meiner Seele läse. Sie schlägt mich gerade da, wo ich alle meine Pläne konzentrire.“

Dupont lachte.

„Ich würde es Ada aber auch verdenken, wenn

sie es nicht thäte. Wer seine Haut hergeben muß, der wehrt sich ihrer auch. Ada ist jung, schön und durch die Huldigungen aller Welt verwöhnt, und ich — ich könnte ihr Vater sein und bin zudem auch kein Graf Wildner."

„Alle Welt glaubte an intimere Beziehungen zwischen ihr und Wildner, aber ich sagte mir stets, daß sie Wildner nicht liebe. Auf dieses Kapitel verstehe ich mich."

„Ei, siehe da — Herr Obergerichtsrath, das ist ja ein sehr offenes Geständniß."

Sandauer biß sich auf die Lippen und verbesserte seine Aeußerung dahin, daß er nur aufmerksamer Beobachter und nur in diesem Sinne dieselbe auszulegen sei.

„Sie glauben also nicht, daß bei Fräulein Ada dem Grafen gegenüber eine Neigung des Herzens im Spiele war?" frug Dupont den Obergerichtsrath in lebhafter Spannung.

„Was Sie nur immer mit Wildner wollen, ich sagte Ihnen doch —"

„Ich erlaube mir, über dieses Verhältniß eine andere Ansicht zu haben, als Sie, Herr Obergerichtsrath. Wildner ist Graf, und das ist für ein weibliches Herz schon vornherein eine Position. Vindiziren wir darin unseren Damen nur keine republikanischen Neigungen. Hm, wenn ich Ada

auch nicht den Titel einer Gräfin in den Hochzeitskorb legen könnte, so doch vielleicht die gesellschaftliche Stellung — die sich an ein großes gräfliches Dominium knüpft!"

„Gehen Ihre Absichten wirklich darauf hinaus? Und welchen Besitz wollen Sie erwerben? Ich wüßte wenigstens zur Zeit keinen derartigen, der verkäuflich wäre. Unsere modernen Ritter fangen an, die Industrie der guten Wirthschaft zu kultiviren."

„Ich kann darüber noch nicht sprechen," antwortete Dupont. „Die Sache ist noch nicht so weit, es sind noch verschiedene Hindernisse, aber sie werden überwunden werden. Aber bei Alledem bin ich Ada gegenüber noch lange kein Graf Wildner, so schön, so interessant, eine so durch und durch noble Natur, wie dieser."

Dabei stieß er einige höhnische Lachlaute aus, die den Sinn dieser Worte deutlich verriethen.

„Vielleicht fühlt Fräulein Ada auch instinktiv, — daß bei mir ihre genialen Kaprizen, ihre Selbstständigkeit nicht angebracht, nicht geduldet sein würden, daß diese Hand, die sich in einem fast noch wilden Lande Geltung zu verschaffen gewußt hat, daß diese ihr den Daumen auf die Kehle drücken würde, wenn sie sich meinem Willen widersetzte."

Seine Stimme wurde drohend, sein Auge blitzte, ein eigenthümliches Lächeln zog über seine Züge,

so daß der Obergerichtsrath selbst erschrak, bis denn Dupont, diesen Eindruck wahrnehmend, sich schnell faßte und wieder in die Bahnen des gewöhnlichen Gesprächstones einlenkte.

„Es war nur ein Scherz, verehrter Freund, erschrecken Sie nicht vor mir. Es wird nicht so schlimm werden, denn Ada würde den vortrefflichsten Ehemann an mir besessen, ich würde mich völlig hingegeben haben an alle ihre Eigenthümlichkeiten, mein ganzes Leben nur allein von dem Wunsche beseelt gewesen sein, ihren Lippen ein Lächeln und ihrem Herzen eine Neigung für mich abzugewinnen.“

„Wie — Sie geben also Ihre Bemühungen um Ada auf?“ unterbrach Sandauer im fast erschrockenen Frageton.

Dupont lächelte und schüttelte den Kopf.

„Nein, mein verehrter Freund, — bisher war mein Bemühen um Ada's Hand mehr ein Spiel, als eine ernste Anstrengung meines Herzens. Widerstand reizt; Ada's Abweisung fordert nun meine Widerstandskraft heraus, und wenn die erst geweckt ist, dann erreiche ich auch mein Ziel. Wie? Das ist mir ganz gleich — ich sage Ihnen, daß ich es erreiche — Man erreicht Alles im Leben, wenn man auf dieses eine Ziel alle Gedanken, alle Thätigkeit, alle Spannkraft konzentrirt, durch nichts

sich davon ablenken läßt. — Nicht das Ziel ist schwer, nur die Konsequenz. — Vielleicht gab es einen Augenblick, wo Ada's Besitz für mich ein Gefühl, eine Sehnsucht war, jetzt ist er für mich eine Sache, ein Sieg für mein Selbstgefühl, eine Berechnung in Ziffern, eine Frage der Zeit — und," setzte er mit einem Lächeln, hinter dem sich ein Zug der Satyre nicht verbergen konnte, gegen den Obergerichtsrath hinzu, „eine Pflicht der Menschenliebe. Wenn ich Ada nicht zum Altar führe, werden Ihnen die Summen verloren gehen, die ich Ihnen in diesem Falle für den Bau eines großen Schwesternhauses bestimmt habe, vorausgesetzt, daß Sie mir Ihre Mitwirkung und hülfreiche Hand in dieser Angelegenheit nicht entziehen, ich habe sie auch jetzt noch nöthig. — Lassen Sie also immerhin den Plan zu dem Gebäude machen — lassen Sie bereits die Steine fahren — Dupont hält Wort — und Sie folgen mir und Ada, dem bräutlichen Paare, mit der Präsidentin!"

— — — — — — — — — —

Wie schon erzählt, war Herr Markus Riedner nicht wieder zum Vorschein gekommen. Jede Spur von ihm war verloren. Die Einzige, die vielleicht über seinen Verbleib Auskunft geben konnte, war Ada, und diese schwieg wie das Grab.

Man vermied in Gegenwart der Präsidentin,

die Sache wieder zu berühren, man wußte, daß dieselbe ihr peinlich war. Weisert hatte vom Obergerichtsrath Ordre des Schweigens bekommen, und doch konnte Letzterer nicht umhin, „der leidigen Geschichte" noch einmal Erwähnung zu thun. Er berichtete der Präsidentin, daß das Pflegekind des Verschwundenen sich unter den schützenden Flügeln „der alten Comtesse" befinde.

Einen Moment hatte Ada bei der Erwähnung Cilly's und ihres Pflegevaters aufgehorcht, um sich darnach sofort in die neu erschienene, illustrirte Prachtausgabe des Oberon zu vertiefen. An demselben Abend gab sie indeß Weisert den Auftrag, unter der Hand zu forschen, wie sich Cilly bei der Gräfin Marosch befinde, wie sie den Verlust des Pflegevaters trage, mit wem sie verkehre, kurz und gut ihr möglichst bald Bericht über die gegenwärtige Situation des Mädchens zu bringen, wobei sie dem alten Diener auf das Strengste verbot, von diesem Auftrage ihrer Mutter und dem Obergerichtsrath etwas zu sagen. Nach wenigen Tagen schon war Weisert in der Lage, dem „gnädigen Fräulein" Nachrichten zu bringen, die im Ganzen mit der Wahrheit übereinstimmten.

„Ich kenne ja die alte Martha," bemerkte er in seiner Erzählung, „und wenn die in's Reden kommt, so ist das wie eine alte Thurmuhr, die

lange still gestanden hat; die hört auch nicht mehr zu schlagen auf. Der Herr Graf Wildner sitzt jetzt jeden Abend bei der Comtesse und ganz sicher gibt das eine Mariage, sagt die Martha."

„So? Weißt Du das so gewiß, Weisert?" frug Ada.

„Die Martha hat heute Billets holen müssen auf die linke Seite — drei — jedes Stück einen Thaler — und die alte Comtesse, die niemals zu so unwürdigen Pferdevergnügungen gegangen sei, die sei jetzt auf solche nichtsnutzige Dinge wie toll und habe schon heute Morgen die Aepfel, die in den Cirkus mitgenommen werden sollen, in der Röhre braten lassen."

Am Abende fuhren die Präsidentin, Ada, der Obergerichtsrath und Dupont nach dem Cirkus. Es war das erste Mal, daß Dupont eingeladen wurde, in dem Wagen Platz zu nehmen. Ada hatte es so verlangt, und Sandauer seiner verehrten Freundin im Einsteigen zugeflüstert: „Dießmal wird es etwas." Im Cirkus hatten sie Plätze auf der rechten Seite, Weisert hatte sie geholt und ihm war von Ada ausdrücklich diese Seite bezeichnet worden. Im Eintreten schweiften ihre Blicke aufmerksam durch die ganze Versammlung und blieben auf einer Balkonloge haften, die ziemlich versteckt lag. — Dort saßen die Comtesse, Cilly und an ihrer Seite Graf Wildner.

Ada bemerkte nicht, wie bei ihrem und ihrer Begleitung Eintritt sich alle Augen und alle Gläser auf sie richteten, ja eine allgemeine Bewegung entstand. Dupont mit der Präsidentin und mit Ada, das war ein Faktum, ein Ereigniß, ein Räthsel, das seine Auflösung nur in einer Verlobung mit Letzterer hatte. An ihr selbst ging diese allgemeine Sensation spurlos vorüber; sie hatte Auge und Interesse nur für Das, was dort drüben in jener Loge vorging.

Cilly schienen die Produktionen des Schauplatzes eine neue Erscheinung zu sein — Silvius, das konnte man aus seinen Gesten entnehmen, erklärte ihr dieselben, sein Auge ruhte mit tiefer Innigkeit auf dem — das mußte Ada innerlich zugeben — auf dem bildschönen Mädchen und ihre Blicke hinwiederum hoben sich in dankbarer, stiller Begeisterung zu ihm empor, und wandten sich nur in holder Zerstreuung auf die Comtesse, wenn diese irgend eine Bemerkung laut werden ließ, die Cilly natürlich niemals verstand. Jetzt bemerkte Ada, daß Wildner's Blicke sich ihrer Loge näherten. Sein Befremden schien nicht geringer als das der übrigen Versammlung, und nun reichte Ada dem hinter ihr sitzenden Dupont ihren Strauß zum Halten, nahm aus seiner Hand das Augenglas, beugte sich zurück und sprach mit ihm die an sich gleichgiltigsten

Dinge zwar, aber mit einem Eifer, mit einem Interesse, daß für das gesammte Publikum nun nicht die Produktion, sondern nur Ada und Dupont das Schauspiel des Abends waren.

Von da ab trat in dem Benehmen Ada's gegen Dupont eine merkbare Veränderung ein. Hatte sie sich bisher seinen Huldigungen gegenüber vollkommen passiv verhalten, so wurden ihm jetzt Aufmerksamkeiten zu Theil, die Dupont füglich als Ermuthigungen hinnehmen konnte. Wenn Ada früher Dupont im Salon wußte, so kam sie nur auf Bitten ihrer Mutter aus ihren Zimmern herüber; jetzt aber erschien sie von selbst, sobald Dupont da war, als hätte sie nur auf seine Ankunft gewartet. Sie richtete mit Vorliebe das Wort an ihn, sie sprach von den herrlichen Räumen seiner Villa, von seinen Kunstschätzen, seinem geläuterten Geschmacke. Wenn der Besitzer solchen Worten die stille Sehnsucht nach dem Besitz anzuhören geneigt war, so war dieser Instinkt nicht falsch, wenn auch das Gefühl in ihr noch nicht so weit in seiner Entwicklung gediehen war. Brachte Dupont einen Blumenstrauß oder ein neues Buch, so wurden ihm dafür neben beredten und von innerer Betheiligung beflügelten Worten des Dankes halbverstohlene Blicke zu Theil, an denen sich seine Seele wohl entzünden konnte, wenn sie überhaupt noch die Kraft und Fähigkeit

besaß, in Flammen der Liebe aufzulodern. Die zu feiner Diplomatie angelegte Frauennatur hat tausenderlei geheime Zeichen, um ihre Absichten je nach Umständen zu verdecken oder anzudeuten. Ada wußte diese mit virtuoser Gewandtheit zu handhaben, und Dupont dieselben in seiner Weltklugheit aufzunehmen. Für ihn war Ada keine Hieroglyphe, sondern nur eine geheime Chiffer.

Kurz darauf machte Dupont schriftlich in einem Briefe seinen Antrag an Ada. Sie war davon frappirt — verwirrt — und doch mußte sie sich sagen, daß dieser Brief, den sie in ihrer Hand hielt, nur die letzte Konsequenz ihres Handelns war. Daß sie ihn als etwas Ueberraschendes, fast Erschreckendes hinnahm, dadurch gab sie deutlich zu erkennen, daß an allen Gunstbeweisen, die sie Dupont hatte zu Theil werden lassen, ihr Herz unbetheiligt war. Sie las geschriebene Worte von tiefer Beglückung, von innerer Beseligung, von Eintausch von Leben um Leben, Treue um Treue — es waren aber nur Worte, von denen kein einziges in ihrem Innern einen Widerklang fand. Das, was sie deutlich herauslas und was ihr die Schamröthe in die bleichen Wangen trieb und das Herz zusammenpreßte — das war ihre eigene Lüge gegen Dupont. Ada war keine kokette, unwahre Natur, wenn sich auch schon in alle ihre Handlungen etwas Berech-

nung auf Wirkung einmischte; bereits ist dieser krankhafte Zug angedeutet. Sie war von ihrer zartesten Jugend an ein Kind der Verwöhnung durch ihre Mutter, ihre Umgebung, durch alle Menschen, die ihr nahe kamen. Mit den Jahren hatte sich bei ihr die Angewohnheit gesteigert, sich als den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses zu betrachten, und dazu leisteten ihr die glänzenden Eigenschaften ihres Wesens den nöthigen Vorschub. Sie erhielt jeden Tag Beweise ihrer Wirkungsfähigkeit, ihrer sieghaften Gewalt und stellte sich mit ihrem ganzen Bewußtsein darauf. Sie liebte Wildner nicht, Dupont noch weniger, sie hatte vielleicht niemals die Allgewalt eines Alles überströmenden, Alles mit sich reißenden Liebesgefühls empfunden, und die Szene im Cirkus wäre von ihr vielleicht nicht aufgeführt worden, wenn nicht Silvius in der Riedner'schen Sache ihr so gegenübergetreten wäre, so hätte handeln müssen, wie er gehandelt hat. Ihr Herz war nicht gereizt, aber ihr stolzes Selbstgefühl verlangte eine Genugthuung. Sie beharrte immer noch auf der irrigen Voraussetzung, daß Wildner sie liebte, selbst als sie scheinbar die Gegenbeweise davon in seinem innigen Verhältnisse zu Cilly hatte. Sie wollte in diesem nur einen gegen sie ausgespielten Trumpf erkennen. So tief war in ihr der Glaube an die Unfehlbar-

keit ihres Eindruckes auf alle Menschen gewurzelt und so kläglich war die Genugthuung, die sie in vollstem Maße empfangen zu haben wähnte!

Sie sprach mit Sandauer über den Antrag, oder vielmehr er ließ sich bei ihr melden. Er wußte von dem Schritte Dupont's, vielleicht war dieser von ihm in letzter Instanz dazu ermuthigt worden, er wollte sondiren, welches Schicksal seinem Freunde bevorstehe.

„Hat Ihr Freund nicht den Muth, sich sein Nein selbst zu holen, dann ist er auch nicht würdig, ein Jawort zu empfangen. Man hat nie ein Recht, eine Sache zu besitzen, wenn man nicht die Kraft des Gedankens hat, sie verlieren zu können.“

Der Obergerichtsrath rückte die Brille; er hatte fest gehofft, einen günstigen Bescheid zu erhalten, daß vielleicht schon morgen die Verlobungsnachricht in alle Welt gehen könne, und nun deutete die Windfahne ihres Herzens auf die entgegengesetzte Richtung.

„Also wirklich einen Korb? I das wäre! Sie treiben mit Ihrem alten Freunde Scherz, liebe Ada. Nur gut, daß man Ihre Art besser kennt, erst die Leute ängstigen, verblüfft machen, dann sie durch einen Ueberraschungscoup in die entgegengesetzte Stimmung versetzen. Darauf muß man bei Ihnen stets gefaßt sein — aber Sie

werden — na, nun sagen Sie nur ja — ja — es ist ja so leicht, nur zwei Buchstaben und eine einzige Sylbe."

„Nein ist aber eben so leicht, Herr Obergerichtsrath."

„Bitte, das hat vier Buchstaben."

„Aber wir Menschen sind dessen mehr gewöhnt vom ersten Tage unserer Geburt an; das verneinende Kopfschütteln lernt schon das Kind viel früher als das bejahende Nicken. Es liegt in der Natur, in und außer uns, die auch zu uns in einem Verhältnisse der Verneinung steht. Aber das Heirathen, Fräulein Ada, ist in diesem Augenblicke für Sie eine Nothwendigkeit! Sie sehen mich verwundert mit einer Frage auf den Lippen an. Ja — ja — ich muß es Ihnen sagen, so leid es mir auch thut, Ihnen vielleicht Schmerz zu bereiten. Ihr Name ist durch die verwünschte Riedner'sche Affäre in den Mäulern der Leute."

Ada's Antwort war ein mitleidiges Achselzucken. „Ihr guter Ruf fängt an darunter zu leiden," vervollständigte Sandauer seine Mittheilungen.

Da warf Ada ihr Haupt stolz zurück und schleuderte dem Sprecher einen so vernichtenden Blick zu, daß dieser davon getroffen unwillkürlich die Augen senkte. Ihre Lippen zuckten und ihre Stimme bebte, als sie dem Obergerichtsrath sagte:

„Daß Sie der Tochter dieses Hauses so Etwas zu sagen wagen, kann Ihnen nur nach vollgiltigen Beweisen verziehen werden, die Sie für diese — diese nichtswürdige, diese niederschmetternde Mittheilung beibringen können. Sprechen Sie — sagen Sie Alles, was Sie wissen, oder Sie haben die Schwelle dieses Hauses zum letzten Male überschritten.“

Die Erregung des Mädchens war so plötzlich, so gewaltig, ihr Ton so furchtbar bestimmt, daß Sandauer aus aller Fassung gerieth und sich selbst die größten Vorwürfe über sein unvorsichtiges Vorgehen machte. Bald jedoch faßte er sich, griff in die Brusttasche seines Rockes und holte ein Papier heraus, das sich beim Entfalten als ein Zeitungsblatt herausstellte.

Er zeigte auf eine roth angestrichene Stelle desselben und Ada las folgende Notiz:

„Wir haben jüngst unsern Lesern in einer kurzen Notiz von einer Haussuchung berichtet, welche bei einem bisher unbescholtenen, nunmehr auf eine räthselhafte Weise verschwundenen Einwohner unserer Stadt stattgefunden habe, und die mit der Vergiftung einer den höheren Ständen angehörigen Dame einer auswärtigen Stadt in Zusammenhang gebracht wurde. Wie wir hören, hat eine unserer schönsten und vornehmsten unverheiratheten Damen aus unserer

Stadt, welche in diesem Winter auf dem Eise die allgemeinste Bewunderung erregt hat, ein Verhör vor dem Untersuchungsrichter bestehen müssen."

So weit die Notiz, die auf Ada einen Eindruck machte, als hätte eine plötzliche Lähmung sämmtliche Lebensgeister betroffen. Das Blatt in der Hand, saß sie da, nicht eine Fingerspitze rührte sich an ihr, die Gedanken standen still und die Augen waren mit gläsernem Ausdruck starr auf die Stelle des Blattes gerichtet. Nur das dumpfe Bewußtsein eines wuchtigen Schlages, der sie getroffen hatte, wohnte ihr inne. Wie lange sie in dieser Erstarrung des Leibes und der Seele verharrt hatte, wußte sie nicht.

Als sie erwachte, da war es draußen dunkel, der Laternenschein vom Hofe herauf fiel in ihr Zimmer, sie war allein.

Allmälig kam ihr das Bewußtsein, daß Jemand bei ihr gewesen sei, der Obergerichtsrath war es, ein Zeitungsblatt kam ihr wieder in's Gedächtniß. Sie suchte es mit dem schauerlichen Instinkte, mit welchem der Verwundete die Waffe sich besieht, welche ihm die Wunde gerissen hat; sie fand es nirgends, aber sie hatte den Titel desselben, das Datum vom 28. April, die Nummer und Alles, was über und unter der Notiz noch sonst enthalten war, in ihr Gedächtniß geprägt. Jedes

Wort kehrte ihr wieder in dasselbe zurück und jedes Wort schmerzte sie wie ein Brandmal, das ihr mit glühendem Eisen aufgedrückt worden war. Der Ehrenkranz war von ihrem Haupte gerissen, und die bisher von keinem Gifte der Verleumdung angetasteten Blätter und Blüten wurden von skandallustigen, frechen Händen auf öffentlichem Markte zerpflückt und in den Koth getreten. Ihr guter Name, ihr Schmuck und Ehrenkleid war dahin, und mit ihm brach Alles in ihr zusammen, ihr Stolz, ihr Selbstbewußtsein, ihre ganze geistige Kraft, und mit ihrem Glauben bei den Menschen wich der Glaube an die Menschen. Alle Verhältnisse brachen um sie herum zusammen; sie sann auf einen Ort, weit — weit von hier, nach dem sie fliehen könnte, wohin der Ruf der Verleumdung ihr nicht nachdringen konnte. Sie sah sich im Geiste von hohnlachenden Teufeln umringt, die ihr zuriefen: „Seht, das ist die schöne hoffärtige Ada Turneyssen, die uns Alle mit ihren hochmüthigen Blicken maß, sie, der Keiner von uns gut genug war; ihre eingebildete Herrlichkeit endet mit dem Untersuchungsrichter!“ Wildner! Von ihm nur konnte diese teuflische Nichtswürdigkeit ausgehen — diese bubenhafte Rache eines in seiner Eitelkeit empfindlich gekränkten Herzens. Wie ein langsames Gift ließ sie diesen Gedanken auf sich eindringen, mit einem

fast wollüstigen Gefühle der Zerstörung alles Dessen, was in ihrem Herzen an Glauben, an Vertrauen, an Hochachtung und Erinnerung für diesen Namen noch vorhanden war; mit dem Gift des tiefsten Hasses wollte sie an Stelle dessen ihr Herz tränken, sie hätte ihm jetzt, wäre er bei ihr eingetreten, mit der größten Kaltblütigkeit den Dolch in das verrätherische Herz stoßen können. Die Luft des Zimmers drückte sie, raubte ihr fast den Athem. Sie wollte das Fenster öffnen, sie schob aber den Messingriegel schnell wieder vor. Dort unten gingen zwei Frauen im Zwiegespräch vorüber. Hatten diese nicht herauf zu ihr geschaut? Zeigten sie nicht mit Fingern auf sie? War sie nicht der Gegenstand ihres Gespräches? Sie kam sich in dem Zimmer wie gefangen vor, mit gebundenen Händen, während draußen ihr Kostbarstes verloren ging. Ihr ganzer Athem strebte hinaus in das Freie — es war, als müßte sie die Fesseln, die sie hier festhielten, sprengen und hinauseilen, an allen Straßenecken, an allen Brunnen horchen, was die Welt über sie sprach, als müßte sie ihre Hände auf alle Lippen halten und denselben flehend ein Stillschweigen auferlegen und ihnen sagen: „Es ist nicht wahr, was ihr sprecht — ihr ladet die Sünde der Verleumdung eines Menschen auf euch. — Ich habe die Menschen, die unter mir standen,

nicht verachtet, nur die Dummheit und die Anmaßung, den Dünkel und die Heuchelei. — O glaubt es nicht, daß ich so — so weit sinken, den Schöpfer durch die Verderbniß meiner gottbegabten Seele so tief schmähen konnte — ich bin nicht schuldig; Alles, was man sagt, was man hört, ist Lüge — hundertfache Lüge, wenn sie auch immerhin den Schein der Wahrheit haben mag — ich bin nicht schuldig, ich bin —" Sie sank auf das Sopha und weinte bitterlich. Von Gedanken qualvoller Unruhe erfaßt, schnellte sie auf, ging nach ihrer Garderobe und horchte, ob ihre Zofe nicht gegenwärtig wäre; sie war nicht da. Schnell nahm sie einen dunkeln Burnus, der ihre ganze Gestalt einhüllte, zog die Kapuze über den Kopf, band um denselben einen Schleier und ging in ihr Schlafzimmer, wo in einem alkovenartigen Raume ein großes Vorhangbett stand. An der einen Seite der nischenartigen Wandvertiefung stand ein Betpult mit einem mittelalterlichen Muttergottesbilde. Diesen schob sie vorsichtig bei Seite; eine Täfelung in Cedernholz kam zum Vorschein mit in die Höhe laufenden goldenen Leisten. Von der Berührung ihrer Hand schob sich ein Stückchen der Leiste zurück, Ada holte einen Schlüssel heraus und schloß eine schmale Thüre auf. Ehe sie jedoch in derselben verschwand, gebrauchte sie die Vorsicht, ihr Schlafzimmer

abzuschließen und dann einen kleinen silbernen Handleuchter anzuzünden. Dann nahm sie ihren Weg durch einen ziemlich langen, schmalen Gang mit kahlen weißen Wänden von beiden Seiten. Das Ende des Ganges bildete geradezu eine Thüre. Einen Augenblick blieb Ada vor dieser stehen, unschlüssig, ob sie dieselbe öffnen solle. Aber wie vom Schauer einer peinlichen Erinnerung erfaßt, wendete sie sich davon ab und machte eine Bewegung seitwärts nach einer zweiten Thüre, die durch die gerade Linie des Ganges bisher nicht zu bemerken war. Diese schloß sie auf und hinter sich wieder zu. Sie stand auf einer schmalen, hölzernen Treppe, die sie hinabging. Am Fuße derselben stieß sie auf eine dritte Thüre. Vor derselben löschte sie das Licht aus und horchte, ob nicht jenseit derselben Jemand zur Stelle wäre. Alles war still. Vorsichtig steckte sie den Schlüssel in die Oeffnung, zog die Thüre leise auf und stand unter den Arkaden, die den offenen Durchgang zwischen dem großen Hof hinter dem Vorderhause und dem kleinen hinter dem Hofgebäude bildeten, vor der Wand mit der korinthischen Säulenstellung, an welcher Wand der Obergerichtsrath damals, als er die Rosette gefunden, vergeblich die Spur einer Thüre gesucht hatte. Daß die Wand eine Thüröffnung verbarg, war auch schwer zu bemerken. Ada schloß die Thüre eben so vorsichtig

wieder zu und hielt sich hinter einer der Säulen, um zu forschen, ob sie auch von Niemanden gesehen würde. Auf dem Hofe war es still; oben im Vorzimmer zu den Gemächern ihrer Mutter zündete Weisert eben den Kronleuchter an. Hinter der Säule hinweg huschte sie fast in derselben Richtung, in welcher Sandauer früher die Fußspuren verfolgt hatte, über den kleinen Hof, schloß rasch die Hofthüre auf und zu und befand sich im Garten des Pavillons. Mit raschen Schritten durcheilte sie denselben, und als hätte sie eine Scheu, nach dem Gebäude zurückzublicken, öffnete sie die Thüre, die nach den Anlagen hinausführte, und nun war sie außerhalb des Bereiches ihrer Wohnung, im Freien. Hier machte sie einen kurzen Halt und in tiefen Athemzügen schien sie die Brust von all' den lastenden Gefühlen entladen zu wollen. Sie hatte kein bestimmtes Ziel; ganz mechanisch führten sie ihre Schritte aus den Anlagen hinaus in die Häuser der kleinen nördlichen Vorstadt, dann vor das Thor, das in die innere Stadt führte. Wo zwei Menschen im Sprechen mit einander gingen, da ging sie langsam, wie mit tausend Ohren horchend, ob aus dem Gespräche nicht ihr Name vernehmbar wäre. Und wenn sie vor ihr gingen, von Dingen redeten, die selbst durch eine so aufgeregte Einbildungskraft wie die ihrige in keinen Zusammenhang

mit ihrer Person zu bringen waren, dann wälzte sich eine Centnerlast von ihrem Herzen, aber schon im nächsten Augenblicke packte der Argwohn auf's Neue ihre Seele und schüttelte sie wie im Fieberfrost, und trieb das unglückliche Mädchen durch die Straßen, ohne Zweck und Ziel und Ende. Sie ging dem Schein der Laternen aus dem Wege, er konnte die Schmach, die sie getroffen, beleuchten, er konnte die Meute der Verleumdung in verstärkter Hast auf sie hetzen; sie huschte im Schatten der Häuser hin, nur hin und wieder einen scheuen Blick in die erleuchteten Fenster werfend, zu sehen, ob die Leute da drinnen nicht das Zeitungsblatt in den Händen hielten.

Sie kam an eine Brücke; sie lehnte sich über die steinerne Brüstung des Geländers und schaute hinab in das schwarze, den Schein der Lichter reflektirende Wasser, das da in stillem Fluten durch den hohen Brückenbogen ging. Da unten schaute es wie Ruhe — Vergessen — zu ihr herauf, und das dumpfe, eintönige Geräusch klang wie der sanfte Gesang lockender Geister.

Da plötzlich wurde sie angesprochen. Sie erkannte in dem Beschützer, der sich ihr antrug, Hippolyt de Wys. Mit einer blitzschnellen Bewegung war sie von seiner Seite und nahm die Richtung einer Straße, die nach dem Nordthore der Stadt

führte. Die Angst, von ihm eingeholt, entdeckt zu werden, die doppelte Schande, die sie in den Augen der Welt treffen würde, verlieh ihren Schritten Flügel, aber auch de Wys war vermöge seiner körperlichen Beschaffenheit im Stande, ihr zu folgen, und er war noch schneller als sie. Ihr Vortheil bestand nur darin, daß sie einigen Vorsprung hatte, der jetzt aber mit jedem langsameren Schritte bei ihr und jedem schnelleren von ihm immer kürzer wurde, so daß der Gefürchtete ihr jetzt schon auf den Fersen war. Da fand sie in einer Querstraße, über die gerade ein Wagen fuhr, eine Möglichkeit, den verlorenen Vorsprung wieder zu gewinnen, dem Verfolger aus dem Gesichtskreise zu kommen. Selbst der äußersten Gefahr sich aussetzend, von dem Wagen überfahren zu werden, war sie mit einem Sprunge über die Straße und dem Zudringlichen glücklicherweise entkommen; denn nun hörte sie keine Schritte mehr hinter sich. Sie ging langsamer, sie war erschöpft und mußte einige Augenblicke ruhen und Athem holen. Aber — o Schreck — da nahten wieder dieselben Schritte — sie sah sich um und die lange Gestalt wieder hinter ihr hertraben — Noch eine kleine Strecke und sie war am Thor — dasselbe war offen und vor die Stadt hinaus, dachte sie, würde er ihr nicht folgen. Glücklich war sie durch dasselbe hindurch, aber er kam ihr auch auf

diesem Wege nach und seine Schritte hörte sie in der Wölbung des alten Thores wiederhallen. Das Geräusch wurde ihrem Ohre immer deutlicher — ihre Kraft ermattete, sie dachte mit jedem Schritte weiter umzusinken, und seine Kraft des Schreitens schien sich mit dem Sinken der ihrigen zu verdoppeln. — Niemand war in der Nähe, den sie um Hülfe hätte anrufen können. Und wenn auch, sie würde es doch nicht gewagt haben. Wenn man sie erkannte, wenn man sie allein in der Nacht in dieser Gegend traf — dann war ihr guter Ruf vollends auf immer dahin! So ging es, wie eine stille Jagd, an den Staketen der Vorstadtwohnungen dahin. Ada war zum Zusammensinken, de Wys keine zehn Schritte mehr von ihr entfernt. Da sah sie einige Schritte weiter die Dupont'sche Villa. Mit der höchsten und letzten Kraftanstrengung raffte sie sich aber auf — und einem flügellahmen, mit Blitzesschnelle auf den Boden niederschießenden Vogel gleich, flog sie an dem Eisengitter hin. Wie, wenn dasselbe verschlossen war? O glücklicher, gesegneter Zufall, es war offen. Den Weg vom Gitter bis zur Eingangsthüre der Villa hatte sie in sechs Schritten zurückgelegt. Wie eine Wahnsinnige riß sie an der Klingel, denn im nächsten Augenblicke stand de Wys auch hinter ihr. Die Thüre flog auf. Mit der letzten Kraft faßte Ada

den Griff und schlug die Thüre hinter sich zu, mit solcher Gewalt, daß das ganze Haus erzitterte. Sie war geborgen; de Wys stand draußen.

Der Diener des Herrn Dupont war über die plötzliche Erscheinung einer tiefvermummten weiblichen Gestalt etwas verwirrt, um so mehr, als dieselbe vor Erregung und Herzklopfen stürmisch nach Athem rang und kein Wort hervorzubringen vermochte. Nur als de Wys stark schellte und der Diener öffnen wollte, hielt sie den Arm desselben energisch zurück. Es war mehr Stöhnen, als ein Sprechen, als sie den Diener fragte:

„Ist Herr Dupont im Hause?"

„Er ist zu Hause."

Mit einer Bewegung der Hand gab sie dem Diener zu verstehen, sie zu ihm zu führen. Als sie allein mit Dupont im Zimmer war, schlug sie die Umhüllung zurück.

„Fräulein Ada — Sie — Sie?"

„Ich habe Ihr Haus als eine Zuflucht aufgesucht. Ein Mann, dieser de Wys, verfolgte mich von Straße zu Straße — Sie sehen mich erstaunt an — es war eine Unbesonnenheit von mir — so allein — aber es lastete etwas auf mir — Luft — Luft — Athem — die Zimmerluft hätte mich getödtet!"

Seine fragende, erstaunte Miene schien einen Gedanken in ihr wach zu rufen.

„Herr Dupont, vor Gott und Ihrem Gewissen frage ich Sie: Glauben Sie an die Wahrheit dieser meiner Worte — daß nichts Anderes — als nur eine Unbesonnenheit, deren Folgen ich nicht berechnete, mich in diese Situation brachte?"

„Ja, Fräulein Ada — dreifach ja!"

„Gut denn — dann haben Sie auch auf Ihren Brief — mein Ja. Nur als Ihre Verlobte kann ich dieses Haus wieder verlassen. Weisen Sie de Wys ab, lassen Sie vorfahren. Bringen Sie mich nach Hause!"

Dreizehntes Kapitel.

Die Familie Riedl.

Bei Frau Seewald war von Klara und ihrem Bruder ein Brief mit sehr günstigen Nachrichten angekommen. Die Gesundheit der Schwester Konrad's befestigte sich immer mehr, die angenehme Lage ihres Wohnortes und ihres kleinen Hauses, sowie die zärtlichste Sorgfalt des Bruders übten den wohlthätigsten Einfluß. Zu den Zeilen Klara's hatte der Bruder Folgendes hinzugefügt:

„Wir bewohnen ein kleines Haus, welches dem Ihrigen in der Vorstadt ähnlich ist. Unsere Gemächer, um auch einmal vornehm zu reden, sind durch einen schmalen Flurgang getrennt; links von demselben liegt der Salon, in dem wir stets die beste und uns erwünschteste Gesellschaft sehen, das heißt uns Beide selbst. An den Salon stößt das Schlaf-, Garderobe- und Toilettenzimmer meiner

Schwester; es ist zwar nicht mit rother Seide und weißer Musseline darüber dekorirt, aber vom Hauch der Seelenreinheit und Herzensunschuld erfüllt. Wenn am Morgen zum Kaffee Klara so aus den weißen, duftigen Musseline-Vorhängen hervortritt in den hellen Tag und in ihre stille Wirksamkeit, deren Mittelpunkt nur ich bin, das Haar so einfach und nett arrangirt, in dem schmucklosen, trefflich sitzenden Kattunkleidchen, dann kommt es mir erst zum Bewußtsein, welchen dummen Streich ich gemacht habe, das Mädchen zu mir zu nehmen. Sie verderbt und verwöhnt mich in meinen Junggesellengewohnheiten ganz und gar, und zuletzt werde ich für eine Frau ganz untauglich sein. Denn eine Frau läßt es dem Manne nie so gut sein, als mir dieses Schwesterchen, das erst mein Sorgenkind war, und nun bin ich das ihrige. Wie lange wird es dauern, daß mir die Freier das Haus einrennen, und eines schönen Tages wird Einer sie im Brautschmucke mir davon führen, und ich armer Kerl kann sehen, wo ich bleibe. Aber eben fällt mir ein, daß ich Ihnen den Grundplan unseres Hauses und unseres täglichen Lebens mittheilen will. Den Salon kennen Sie also, hier wird gefrühstückt und, wenn ich weg bin, von Klara Alles zurecht gemacht. So hübsche, weiße Gardinen hat sie angemacht, daß ich, in lauter Respekt vor denselben, das Rauchen,

eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, eingestellt habe; das Geld will ich sparen und dann zu ihrem Geburtstag ein hübsches, neues Gartenmöbel für den Sommer kaufen, aber sagen Sie ihr noch nichts davon. Das bischen Küche sollten Sie sehen, Frau Seewald! Da kann man sagen, was Mephisto von dem jungfräulichen Lager Gretchens: ‚Nicht jedes Mädchen hält's so rein!' So prächtig wie jetzt hat mir das Mittagessen noch nie geschmeckt. Wie es bei meiner künftigen Frau sein wird, kann ich noch nicht sagen, denn bei der habe ich noch nicht gegessen. Am Feierabend beschäftigen wir uns mit unserem Gärtchen und freuen uns wie die Kinder, wenn eine neue Narzisse oder Tulpe den Guck in die Welt macht. Gegen zehn Uhr zieht sich jedes von uns in seine Gemächer zurück, das meine liegt rechts vom Flur, und wenn ich des andern Morgens zur Arbeit gehe, höre ich die Leute sagen: ‚Na, Sie haben wieder bis nach Mitternacht Licht gehabt.' — ‚Ein Beweis,' ist meine Antwort, ‚daß Sie spät aus dem Wirthshause nach Hause gekommen, und ich lange gelesen, geschrieben oder gezeichnet habe.' Liebe Frau Seewald, sagen Sie Ihrem lieben Sohne, daß ich wieder eine neue Mordwaffe erfunden habe, aber es soll ihm darum nichts geschehen, wenn er uns einmal besuchen will, er findet hier gute Luft, eine hübsche Gegend, die künstlerische

Ausbeute gewährt, einen Platz in meinem Zimmerchen und an unserem Tische und im Uebrigen ein paar dankbare Willkommhände und Herzen. Ich sage Dir, packe Dein Ränzchen, Appelles, und mach' Dich zu uns auf die Strümpfe. Damit Gott befohlen!

„Die Nähe eines weiblichen Wesens steckt auch zu einem Postskriptum an. Ich wollte nur noch bemerken: Klärchen ist in ihrer Seele vollkommen ruhig und freudig; sie geht in ihre Kirche, und das sehr fleißig; im Ganzen haben wir den vollsten Glauben an uns selbst, an die Aufrichtigkeit und Opferwilligkeit unserer Herzen. Zur Klosterfrau, glaub' ich, ist Klärchen viel zu fromm. Lebt wohl, Mutter und Sohn, ihr beiden lieben Menschen."

Der Brief verbreitete in dem kleinen Hause viele Freude, und Hubert erklärte seiner Mutter, daß er auch gern der Einladung Folge leisten würde noch vor seiner italienischen Reise. Diese war seine fixe Idee, und er konnte heftig werden, wenn ihm von Wildner eingeworfen wurde, daß für den modernen Künstler Paris ein viel wichtigerer Ort sei, als die verblichene Bilderpracht Italiens. Er sei von dem künstlerischen Italien nichts weniger als entzückt zurückgekehrt. Das Land, die Menschen hatten seine hohe, feurige Seele mit Begeisterung erfüllt, aber das künstlerische Italien verderbe nach seiner Meinung unsere modernen Künstler. Einem

Künstler müsse nach seiner Meinung nicht, wie den meisten Malern der Jetztzeit, die Oelfarbe in das Blut, wohl aber das frische Blut des Lebens voll und kräftig in die Oelfarbe treten. Und diesem modernen Bedürfniß genügten die künstlerischen Traditionen Italiens nicht mehr, selbst für die Anschauung nicht. Wenn Silvius seinen Freund Hubert in Erregung sehen wollte, so durfte er nur dieses Thema anschlagen, und dann strömte Hubert das Blut bis in das blonde Haar. Dieser war noch mit vollem Herzen Idealist im Leben wie in der Kunst. Silvius war das Gegentheil davon und nach seiner natürlichen Anlage sowohl als nach seinem Lebensgange nur zu sehr geneigt, die Dinge hinzunehmen, wie sie sich seinen Sinnen offenbarten. Das Leben ist schwer, sagt ein altes Wort, und ihm war es zu leicht geworden durch seine glänzende Vermögenslage sowohl, als durch seine persönlichen Eigenschaften, seine männliche Schönheit, seinen hochgestimmten Geist. Jeder Genuß bot sich ihm von selbst dar, jeder Wunsch war bei ihm auch Erfolg. Dadurch war er in ein Genußleben verfallen, in materieller Beziehung sowohl als in geistiger, welches das Gemüthsleben, wenn nicht verkümmert, so doch in seiner vollen Entfaltung gehemmt hatte. Er kannte nicht das Seufzen und Sorgen, das Hoffen und Verzweifeln,

das Ringen und Kämpfen der Kreatur — das Schicksal brachte ihm Alles entgegen auf silberner Tablette; er nahm die Gabe hin, er ahnte nicht, welche Gefahren seiner Seele drohten: eine Abspannung aller Kräfte, ein Auflösen aller edlen Eigenschaften in einem egoistischen Quietismus, eine Trägheit des Herzens, welche nach der alten Auffassung der Kirche die siebente Todsünde war.

So waren Hubert und Silvius charakteristische Gegensätze, und darin war vielleicht auch die Erklärung zu suchen, warum sie sich von dem Dupont'schen Kreise immer mehr loslösend enger an einander schlossen, trotz eines gewissen Abstandes der Jahre, der zwar gering, jedoch in diesem Alter von Bedeutung war. Silvius hatte dem Kunstschüler mehrmals angeboten, ihm die Mittel zu einem Studienaufenthalt in Paris gewähren zu wollen, Hubert aber ließ in seinen Gedanken von Italien nicht ab, und Silvius sah, wie bereits bemerkt, in Italien eine falsche Richtung, einen künstlerischen Verderb. So verharrten Beide hartnäckig auf ihren Standpunkten. Aber in anderer Beziehung hatte der Graf Vieles zur Erleichterung der Lage von Mutter und Sohn gethan. Frau Seewald hatte die ganze weibliche Aufsicht über sein Haus erhalten; nur noch für einige, ihr besonders freundlich gesinnte Damen besorgte sie die feine Wäsche, sonst nahm

ihre neue Stellung ihre Thätigkeit vollauf in Anspruch. Die Wandlung der Verhältnisse hatte auch auf das kleine Haus in der Vorstadt ihren Einfluß. Mutter und Sohn konnten sich mit ihrem leiblichen Dasein behaglicher ausbreiten, sich manchen Genuß gönnen, der ihnen früher versagt war. Das Stübchen, welches Klara bewohnt hatte, war auch nicht mehr vermiethet, sondern Hubert eingeräumt worden als Schlaf-, Empfangszimmer und als Atelier. „Albrecht Dürer,“ pflegte er zu sagen, wenn Dannemann oder de Wys, ihn besuchend, über den ärmlichen Raum ihre Witze machten, „der große nürnberger Malermeister, hatte seine Werkstätte noch schlechter und im Verhältniß zu ihm bin ich dieser nicht werth. Er hatte eine keifende Frau noch dazu, und ich habe eine fürsorgende Mutter voll Herzensgüte.“

Ein weiterer Glücksfall für Hubert war es, daß sein Bild, welches am Neujahrsmorgen der Geheimerath bei Riedl so aufmerksam und mit so richtiger Schätzung seiner Vorzüge betrachtet hatte, in den Besitz des Arztes übergegangen war; er hatte ihm zwanzig Friedrichsd'or dafür bezahlt, eine Summe, die Hubert niemals beisammen gesehen hatte. Das Erste, was er sich davon kaufte, war Förster's italienisches Reisehandbuch. Wenn er müde von der Arbeit war, dann wurde der rothe Band

aufgeschlagen und dann ging auf Flügeln der Phantasie die Reise los. Und gerade, wenn er im höchsten Natur- und Kunstgenuß versunken war, wenn er in der sixtinischen Kapelle, bei den Mönchen in Camaldoli oder in Herkulanum angekommen war, holte ihn seine Mutter zum Mittag- oder Abendessen hinweg.

Der Verkauf des Bildes brachte aber noch ein anderes Angenehmes mit sich. Der Geheimerath Doktor Riedl machte in der Stadt ein sehr belebtes Haus. Er war sehr wohlhabend, hatte eine große und einträgliche Praxis, eine liebenswürdige Familie, die aus der Frau, zwei Töchtern und einem Sohne bestand, und besaß mit seiner Familie eine rege Empfänglichkeit für alle künstlerischen Interessen. Er selbst war Kenner und Liebhaber von Oelbildern und Kupferstichen; von den Töchtern hatte die ältere, Marianne, eine weiche, sympathische, sorgfältig ausgebildete Altstimme, die jüngere, Klotilde, war eine tüchtige Klavierspielerin. Der Sohn spielte Violoncello und Vater und Mutter waren das dankbare Publikum der Hausmusik, die regelmäßig jeden Abend nach dem Thee begann. Zweimal in der Woche waren Gäste da, Donnerstags und Sonntags, ohne weiße Binde und Handschuhe, in einfachem Ueberrock, aber mit empfänglichen Herzen und kunstgebildetem Sinne. Es gab ein einfaches

Theebuffet — nach dem Hauskonzert tanzten die jungen Leute, Punkt zwölf Uhr ging man nach Haus. Es wurde gewissermaßen in der Stadt für ein vortreffliches Sittenzeugniß für einen jungen Mann angesehen, wenn derselbe in dem Riedl'schen Hause Zutritt hatte. Frau Seewald glättete Hubert's Chemisette noch einmal so sorgfältig, als er zum ersten Male hinging. Wie auf eine Verheißung schönerer Tage, wie auf leises, sanftes Stillen geheimer Thränen, so sah sie auf diesen Sohn, und als sie ihm die Halsschleife band und das wirre Künstlerhaar etwas in Ordnung brachte, wurden ihre Augen feucht und strahlten in wehmüthiger Freudigkeit; denn täglich entwickelte sich Hubert nach jeder Richtung hin vortheilhafter.

„Mutter," sagte er, sich im Spiegel betrachtend, „ich glaube wirklich, ich bin gar kein häßlicher Mensch. In mich könnte sich wohl Eine verlieben."

„Ach, dummer Junge," antwortete Frau Seewald, ihm lächelnd einen leichten Schlag auf die rechte Wange versetzend. „Was so ein eitler Pinsel sich Alles in den Kopf setzt! Vor Dir Unhold weicht gewiß Jede aus, so weit sie nur kann. Und da hat sie auch Recht. Denn Du — Du ungebändigter Geselle, Du bist auch unausstehlich, namentlich wenn Du Dir zeitweilig solche Rosinen in den Kopf setzest."

„Nein, Mutter, Rosine heißt keine von den Töchtern. Die ältere Marianne, die jüngere Klotilde, und hübsch sind sie alle Beide. Sie sind jeden Sonntag auf dem Kunstverein, und wenn sie ein Bild ansehen, so sehe ich mir das nächste daneben an. Einmal muß man doch anfangen.“

Da bekam er von seiner Mutter den leichten Scherzesschlag auf die andere Backe.

„Du denkst wohl, Mutter, Du mußt es wie jene Mama in den Fliegenden Blättern machen; diese hatte so erschreckend blasse Töchter, und um ihnen rosige Wangen zu machen, wenn sie zum Balle gingen, bekam Jede von ihnen vorher ein paar saftige hinter die Ohren versetzt. Bei mir ist das nicht nöthig. Ich habe ganz hübsche, frische Backen, wie Du auf dem kleinen Bilde, welches Dich in Deiner Jugend vorstellt. Es ist erbärmlich gemalt, ein Stubenmaler kann das Bild nur begangen haben, aber man sieht doch so viel heraus, daß Du, Mutter, ein sehr hübsches Mädchen gewesen sein mußt, was nicht anders möglich ist, da ich doch Dein Sohn bin.“

Frau Seewald stürzten die Thränen aus den Augen, und sie wehrte dem Sohne ab, weiter zu sprechen.

„Mutter, was ist Dir? Hab' ich Dir weh gethan? Dich verletzt? Ich hab' es wahrhaftig nicht

böse gemeint — sei nur wieder gut, oder Du verdirbst mir den ganzen Abend."

„Geh', lieber Hubert," mahnte sanft Frau Seewald, indem sie ihre Thränen trocknete, „geh' nur, Junge, sonst kommst Du zu spät, vergiß auch den Hausschlüssel nicht — das Licht werde ich an Dein Bette stellen — aber geh', geh' nur."

Nach einiger Zeit ging in den abgehärmten Zügen der Frau Seewald ein heimliches Freudedämmern auf, wenn jetzt Hubert oft Viertelstunden lang vor dem Spiegel stand und den Hemdkragen rückte, die Kravatte zu den schönsten Knoten knüpfte und dem dichten, vollen Haar den schönsten künstlichsten Schwung zu geben suchte. Früher hatte er fast den Spiegel nicht bemerkt und auch jetzt ließ er sich es noch nicht merken, wie viel Zeit und Studium er auf sein liebes Selbst verwandte, aber was entginge auch dem Auge der Mutter an ihrem Kinde! Er bürstete oft stundenlang an seinen Kleidern, sie sollten immer schöner werden, und er merkte nicht, wie sie von dem vielen und eifrigen Bearbeiten mit der Bürste immer kahler wurden. Schließlich erklärte er seiner Mutter, daß er bei dem Schneider etwas anlegen müsse, um etwas Anliegendes zu haben, so ginge es nicht länger.

„Was ist denn das, lieber Junge? Ich muß mit Staunen bemerken, daß Du eitel wirst, ein Fehler,

den ich an Dir niemals zu loben, während ich die Tugend Deines Unbekümmertseins um Deine äußere Erscheinung stets in meinem Innern zu tadeln hatte. Du sagst mir auch gar nichts, wie es Dir beim Geheimerath gefallen hat; ich höre Dich nur immer drüben bei Deiner Arbeit pfeifen und singen, und an den Tagen, wo Abend bei Riedl's ist, mehr als je."

Hubert war schnell aufgestanden; seine Mutter sollte nicht sehen, wie ihm das Blut in die Wangen geschossen war, doch diese ging ihm nach, faßte sanft seine Hand und streichelte ihm mit lächelnder Miene die Wange, ihr Auge wurde feucht und ihre Stimme bewegt, als sie ihm sagte:

„Ich hab' es doch schon längst bemerkt."

Aus Hubert's Augen fiel ein Blick der Ueberraschung auf seine Mutter, und der nächste Augenblick setzte Mutter und Kind einander weinend an's Herz, — dann riß er sich plötzlich los; seiner Stimme war ein Ton der Verzweiflung, ungestümen Verlangens beigemischt, als er ausrief:

„Mutter, Mutter, wenn dieses Mädchen mich nicht lieb hat — dann thue ich mir was zu Leide, Du wirst's sehen!"

„Um Gotteswillen, mein Junge — was ist denn geschehen? Das klingt ja, als wenn alle Hoffnung für Dich dahin wäre. Du bist aufgeregt —

Hubert, ich würde auch nicht an die Wahrheit Deines Gefühls glauben, wenn Du es in dieser Situation nicht wärst. — Ein Dritter hat gut reden — wenn er den weisen Rath gibt. Kämpfe es nieder — werde ruhiger — ja wohl. — Die klugen Leute, denen vielleicht nie ein Wonneschauer der Liebe in das öde Herz gedrungen ist, — sie haben gut reden. Sie haben ein Glück nie gekannt, das auch nicht mit tausend Qualen bezahlt werden müßte — genug davon, mein Hubert. Vertraue Dich dem Herzen Deiner Mutter. Du sprichst zu keiner Empfindungs- und Erfahrungslosen, — was ist Dir geschehen?"

„Eigentlich gar nichts, Mutter, und das ist eben das Furchtbare, das mich zur Verzweiflung bringt, mir die Brust bald mit jubelnder Hoffnung, bald mit namenloser Qual der Ungewißheit erfüllt, daß ich Tag und Nacht mit dem Kopf an die Wand anrennen könnte."

„Du bist exaltirt, mein Junge, dafür liebst Du — aber sage mir nur — zwinge Dich einmal, nicht Deinen, sondern meinen Gedanken zu folgen. Wie heißt das Mädchen?"

„Aber Mutter, wie kannst Du nur so fragen? Das weißt Du doch längst."

„Aber woher denn, Hubert? Soll ich es etwa aus Deinem melodischen Pfeifen heraushören? Du

wirst doch ihren Namen wohl kennen — daran zweifle ich nicht."

„Engel — Seraph — Kobold — Fee — Lotosblume — Marianne heißt sie."

„Die Tochter des Geheimeraths?"

„Aber, Mutter, wie kannst Du nur so prosaisch fragen? Wie mit kalter Hand fassest Du in's heiße Herz hinein. Geheimerathstochter ist ein Wesen, was in unzähligen Exemplaren existirt, aber meine Marianne ist nur einmal auf der Welt."

„Gebe ich Dir zu — schlimm wäre es, wenn Du es nicht glaubtest. Ist das Mädchen groß, klein, Mittelfigur?"

„Mittelfigur — entsetzlich! Mutter, ich laufe Dir davon. Ein Mädchen, das ich im tiefsten Herzen trage, wie kann das eine Mittelfigur sein? Das ist eine Elfe, ein Ariel —"

„Also groß oder klein, Hubert?"

„Das weiß ich nicht."

„Dunkel oder blond?"

„Das weiß ich noch weniger, Mutter."

„Heiter von Temperament oder ernstsinnig?"

„Das weiß ich Alles nicht, nur das Einzige, daß sie Marianne ist, ein Wesen des Lichtes, ein Wesen, gemacht zur Anbetung."

„Hast Du ihr denn schon gesagt, wie sehr Du sie liebst? Oder hast Du irgend einen Anhalts=

punkt, zu glauben, daß sie Deine Liebe erwiedert?"

„Wart' einmal, Mutter, ich will mich besinnen, ob ich einen Anhaltspunkt habe. Nein doch — ich wüßte nichts. Und ihr etwas sagen, was denkst Du, Mutter, da ließe mir der Geheimerath durch den Diener die Thüre weisen."

„Aber sage, wie soll sie denn merken, daß sie Dein Herz gewonnen hat? Da ist doch der einzige landesübliche Weg, ihr so etwas in einem passenden Augenblick zu vertrauen."

„Das traue ich mir nicht. Ich sehe ihr halt immer in die Augen — das kann mir Niemand verwehren und zuletzt wird sie es am Ende doch merken. Das sieht der Vater auch nicht, denn ich thue es nur, wenn der anderweit beschäftigt ist; vor dem Geheimerath habe ich höllischen Respekt, Mutter. Na, wenn der mir mal eins auf den Pelz brennte! — Aber was thut's? Für meine Liebe thue und ertrage ich Alles — für meine Liebe thäte ich selbst das Aeußerste — würde ich selbst Photograph."

Frau Seewald lachte.

„Ich weiß," sagte sie, „daß Dir die Photographie das Furchtbarste ist, was es auf der Welt gibt."

„Aber wenn Marianne mich heirathen wollte,

Mutter, da würde ich heute noch mit Kollodium zu arbeiten anfangen."

„Hast Du denn nicht versucht, mein Sohn, ihr zu erkennen zu geben, was Dein Herz für sie empfindet?"

„Halt, Mutter, einen Anhaltspunkt — ja, den hab' ich. Eben fällt mir ein und das muß ich Dir noch erzählen. Bei Tische wurden gestern Bonbons umhergereicht; die waren in hübsches farbiges Papier eingewickelt, und wenn man von zwei Seiten daran zog, so knallte es. Ich bat Fräulein Marianne ebenfalls, mit mir zu ziehen, aber recht fest. So zogen wir Beide, ich schaute ihr in die hellen, lachenden Augen, und mußte wohl recht sehr gezogen haben, denn es knallte so laut, daß ich fast vor Schreck vom Stuhle gefallen wäre, nicht wegen des Geräusches selbst, sondern weil Aller Augen in der Gesellschaft auf uns gerichtet waren. Sie hielt das Bonbon in der Hand und ich ein Zettelchen. Ach, Mutter, wie war ich froh, als jetzt ein Herr aufstand und die allgemeine Aufmerksamkeit von uns ablenkte, indem er den General Knusemong leben ließ! ‚Ist der Herr hier in Gesellschaft?' fragte ich. Marianne lachte schelmisch. ‚Wie, Sie kennen den alten General nicht, den mildesten aller Heerführer, der die größte Armee kommandirt, die je von einem einzigen Menschen geführt wurde, den Generalissimus,

unter dessen Fahnen jedes Menschenkind, gleichviel, ob es einen Schnurrbart oder eine Schürze trage, einmal hat dienen müssen?‘ Mutter, da ging mir aus der Schelmerei ihrer Blicke ein Licht auf, wer dieser alte Schwede ‚Ce que nous aimons‘ wohl sein könne, und ich antwortete ihr, daß auch ich die Absicht habe, unter seine sieggewohnten Fahnen zu treten, und auf Leben und Tod um den Gegenstand, den sich mein Herz erwählte, kämpfen möchte. Wie ich das über die Lippen gebracht habe, weiß ich selber nicht, aber gesagt habe ich es ihr und sie — o, sie hat es wohl verstanden. Solche Sachen scheinen die Mädchen überhaupt schnell aufzufassen.“

„Woran willst Du das erkennen, mein Junge, und was hat das Mädchen darauf geantwortet?“

„Woran, Mutter? Ei, sie fing gleich ein anderes Gespräch an, sie forderte mich schnell auf, ihr doch den Zettel vorzulesen, der in dem Bonbon versteckt gewesen sei. Aber da kam sie vom Regen in die Traufe; denn der Zettel — wenn die Zuckerbäcker zu reimen anfangen, dann kommt gerade so viel heraus, als wenn die alten Jungfern malen wollen — er war zu dumm, und der selige Goethe hätte noch in seiner Grabesruhe davon Bauchgrimmen gekriegt — aber darum las ich doch:

Schön, hold, ohn' Fehl' und Mängel
Bist Du — sei mein, Du Engel!“

„Du machst schöne Geschichten, Hubert. Künftighin werde ich den Geheimerath bitten, daß er Dir sein Haus verbieten soll. An des Mädchens Stelle wäre ich aufgestanden und hätte Dich geradezu bei dem Vater denunzirt.“

„Aber ich bin doch nicht schuld daran, Mutter, sie hat mich ja doch selbst aufgefordert, den Papierstreifen zu lesen, und gegen Damen bin ich immer gehorsam, namentlich gegen Marianne. Wenn sie mir sagte: ‚Springe in’s Wasser‘, plumps läge ich auch schon drinnen. Was denkst Du überhaupt von dem Charakter dieses Mädchens? Der ist nicht schlecht, daß er Lust am Denunziren hätte — und ‚Engel‘ war sie doch genannt, und so ein Wort — so viel hab’ ich schon heraus, Mutter, so ein Wort thut immer seine Schuldigkeit, das schmeichelt immer. — Ach, Mutter, wenn ich je einen so holden Marienreiz in einem Mädchenantlitze malen könnte, als diesen meine entzückten Augen jetzt erschauten! — Nach dem ‚Engel‘ aber gleich war Marianne wieder gefaßt, griff nach einem Korbe, in dem Apfelsinen lagen, und reichte mir denselben mit den Worten: ‚Ach, bitte, bedienen Sie sich doch!‘“

„Was, Hubert? Einen Korb hat sie Dir gereicht?“

„Ja, Mutter, und ich dachte beim Anblicke der goldenen Früchte noch: Ach, wenn Du für Deine Mutter eine davon einstecken dürftest!“

„Weißt Du denn nicht, was das bedeuten soll, wenn man einen Korb bekommt?“

Hubert sah seine Mutter verblüfft an, jetzt erst schien er das Symbol zu begreifen.

„Das heißt, sie will damit sagen: Bleib’ mir mit Deiner Liebe vom Halse.“

„Daran hatte ich allerdings nicht gedacht, Mutter, — und es war ein Korb, darüber mache ich mir gar keine Illusionen — von Silber war er noch dazu, als wollte sie meiner noch mehr spotten und mir sagen: ‚Du Dummerian, Du armer Fant, wie kannst Du Deine Augen zu mir, dem Kinde angesehener Eltern, emporheben?‘ Mutter, jetzt freut mich gar nichts mehr — jetzt ist für mich aller Dinge Ende!“

Frau Seewald suchte ihren Sohn zu trösten, indem sie vorgab, daß ihre Deutung des Korbes nur ein Scherz gewesen sei. Marianne habe jedenfalls auch weniger eine solche Anspielung im Sinne gehabt, als sie die Verlegenheit, die Verwirrung nach dem ersten besten Mittel zur Ableitung von dem albernen Zettel habe greifen lassen. Alles Trösten, alles Sprechen der Mutter half nichts. Eine so tiefe innige Empfindung, wie sie in dem Herzen Hubert’s Platz gefaßt hatte, ist wie ein hoher, starker Baum des Waldes. Je tiefer dieser im Boden wurzelt, je höher er ragt, desto leichter

bewegt sind seine Wipfel von jedem Windhauch, von der leisesten Luftwelle. Hubert schüttelte zu allen Gegenbeweisen, die seine Mutter gegen seine Zweifel in Mariannens Liebe vorzubringen bemüht war, ungläubig den Kopf.

„Ein silberner Korb,“ wiederholte er — „es hat seine Richtigkeit, Mutter, der war nicht umsonst auf die Tafel gestellt, um mir einen recht gründlichen Nasenstüber des Herzens zu versetzen.“

„Aber, Junge, Du bist doch zu albern. So nimm doch Deine Denkkraft ein wenig zusammen. Wie konnte sie wohl wissen, daß das Alles sich so fügen würde — mit dem Gang des Gesprächs und dem Körbchen?“

„Sie hat es doch gewußt, Mutter, ein Mädchen wie die, die sieht, die weiß Alles voraus, die kann auch Alles lenken, daß man denkt, es sei ein Ungefähr, wo doch Alles nur tiefe Absicht ist. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen — steht es geschrieben, und das paßt hier, Mutter — die Früchte waren gelb, die Farbe der Hoffnungslosigkeit, dazu der Korb — der silberne Korb — ‚Trage Deine Liebe wohin Du willst, aber lasse mich damit ungeschoren‘ — das ist die Bedeutung, und ich — ich, Mutter — Mutter!“

„Aber, Hubert —“

Plötzlich schrie der Sohn vor Freude laut auf

und zog seine Mutter rasch an's Fenster und zeigte hin auf die Straße: „Da — da kommt — da ist sie!"

Frau Seewald sah von Außen, von der Straße her ein junges Mädchen flink und behend auf das kleine Haus zuschreiten. Dasselbe suchte mit den Augen an den Häusern der Nachbarschaft nach den Nummern, endlich schien sie an den Thüren die richtige gefunden zu haben.

„Mutter, sie kommt wirklich herein zu uns — zu Dir, Mutter! Ich geh' fort — bleibe Du hier, jedenfalls kommt sie nur zu Dir — aber nachher komme ich so — so ganz zufällig herein. — Weißt Du, wenn sie mich jetzt sähe, könnte sie vielleicht zu sehr in Verlegenheit gerathen. Ich verziehe mich, aber, Mutter, sieh' sie Dir recht genau an."

Damit war Hubert aus dem Zimmer hinüber nach seinem Atelier gegangen; und Frau Seewald ging hinaus, um auf das Läuten zu öffnen. Als dieß geschehen war, vermochte Frau Seewald ihre Blicke von der jugendlichen, anmuthigen, frischen, herzigen Erscheinung, die ihr in dem Mädchen entgegentrat, kaum mehr wegzuwenden. Im ersten Augenblicke schien die Eintretende befangen und nach einem passenden Worte zu suchen, um ihr Erscheinen an diesem Orte zu motiviren.

„Habe ich die Ehre, Frau Seewald vor mir zu sehen?"

„So heiße ich, mein Fräulein, und bin begierig zu vernehmen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte.“

„Der Wunsch soll bald erfüllt werden, meine liebe Frau Seewald. Gestatten Sie mir nur vorerst in Ihr Zimmer eintreten zu dürfen. Aber was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen meinen Namen noch nicht genannt habe! Marianne Riedl, meinen Vater, glaube ich, kennen Sie.“

„Wenn Sie mir das auch nicht gesagt hätten, mein Fräulein, so hätte ich Sie doch gleich wieder erkannt — aus den begeisterten Schilderungen meines Sohnes, und ganz so sind Sie, wie ich Sie mir im Geiste vorgestellt habe.“

„Ach, bitte, Frau Seewald, Sie beschämen mich — und wenn Sie mir erlauben, so verpflanzen wir die Unterhaltung vom Flurgang in Ihr Zimmer.“

Sie machte eine Bewegung nach der Thüre links, und ohne daß Frau Seewald Zeit hatte, ihr bemerklich zu machen, daß das nicht die rechte Thür sei, sondern daß die rechts vom Flur nach ihrem Wohnzimmer führe, hatte Marianne dieselbe schon geöffnet und stand im Atelier Hubert's.

„Ach, da bin ich ja mitten in der Künstlerwerkstätte,“ sagte sie, sich nach allen Seiten umschauend. „Das ist sehr interessant und das habe ich mir schon längst gewünscht. Da der beseelende

Geist dieser Räume gerade nicht anwesend ist, so habe ich um so mehr Muße, in die Geheimnisse derselben einen neugierigen Blick zu thun. Frau Seewald, ich bin eigentlich neugierig wie ein Rothkehlchen."

Auf der Staffelei war eine große Leinwand mit Konturen aufgestellt. Ihren Sohn konnte Frau Seewald aber nirgends erspähen, obwohl sie ganz deutlich vernommen hatte, daß er die Thüre des Ateliers hinter sich zugezogen hatte.

„Frau Seewald, es ist mir eigentlich recht lieb, daß ich allein mit Ihnen bin, daß Ihr Herr Sohn nicht zu Hause ist, obwohl ich eigentlich seinetwegen komme —"

Marianne hielt inne und sah sich verblüfft im Zimmer um; denn ein Geräusch wie vom plötzlichen Regen eines Menschen hatte sich vernehmen lassen. Als sie jedoch die Ueberzeugung gewonnen zu haben schien, daß Niemand außer ihnen Beiden zugegen war, fuhr sie fort:

„Ich führe mit meiner Schwester die ganze Wirthschaft — Mama darf sich um nichts mehr bekümmern, wir Beide sind jetzt die Hausgeister, und wenn ich so mit meinen Wirthschaftsrechnungen, mit den Preisen für Butter, Kartoffeln und Suppengrünes fertig bin — dann überkommt mich die Angewohnheit des Dichtens — Sie wissen, daß

man die schlimmsten Angewohnheiten gerade am wenigsten lassen kann. — Nun habe ich meiner lieben Freundin Ada zu ihrem bevorstehenden Hochzeitsfeste ein Gedicht gemacht und möchte um dasselbe einige hübsche Arabesken, gleichsam einen gemalten Rahmen machen, aber ich habe so gar keine eigentliche Idee, und die wollte ich mir von Ihrem Herrn Sohn erbitten. Obwohl es mir sehr angenehm ist, daß ich mit Ihnen ganz allein bin, so wäre es mir doch ganz lieb, wenn er zu Hause wäre — damit er mir mit seinen Ideen aushülfe. Ich bin noch ungewiß, ob ich ein Blumengeschlinge um die Verse machen soll, wodurch sie allerdings blühender und duftiger werden, als sie in der That sind, oder ob ich schwebende Amoretten anbringen soll."

„Amoretten — immer Amoretten — und nur Amoretten!"

Es war die Stimme Hubert's, er kam mit dem Kopfe plötzlich über der aufgespannten Leinwand, hinter welcher er sich versteckt gehalten hatte, zum Vorschein. Mit zwei Schritten war Marianne aus dem Zimmer, und schon hatte sie die Klinke der Hausthüre in der Hand, als Frau Seewald sie sanft am Arme faßte und in das Wohnzimmer hineinzog.

Hubert kam bald nach, und Frau Seewald's

Bitten gelang es, Mariannen zum Bleiben und zur Annahme einer Tasse Kaffee zu bewegen. Mit leichter, gewandter Hand entwarf Hubert die Randzeichnung. Das ging aber so schnell, daß Marianne immer etwas daran auszusetzen, zu ändern fand — zwei Entwürfe hatte er bereits gemacht und beide wurden von ihr verworfen — in dem einen waren die Amoretten zu wasser-, in dem andern zu schwindsüchtig — die armen Amoretten! Marianne konnte nicht zufrieden gestellt werden, sie schien heute so wählerisch, so unbestimmt, aber Hubert brachte jede auftauchende Idee doch gar zu schnell zur Ausführung. Woher sollte sie denn einen Vorwand zum Bleiben bekommen, wenn das Alles gleich fertig wäre? Ach, und es war so süß, so herrlich für die Beiden, von fremden Augen unbeachtet da zu sitzen, über die kleinen Liebesgötter zu verhandeln, sich in die glückseligen Augen zu schauen, bis denn Frau Seewald mit dem fertigen Kaffee ankam.

Und als Marianne nach zwei Stunden leichten Schritts davon ging, meinte Hubert gegen seine Mutter:

„Mutter, ich war doch recht albern, nur den Korb zu sehen und nicht die goldenen Aepfel, welche dieses herrlichste aller Geschöpfe mir reichen wollte!“

Vierzehntes Kapitel.

Eine Idylle in der dritten Etage.

„Nun ist auch meinem Chinesen aus meißener Porzellan der Kopf abgebrochen. Dieser Chinese, ein altes, ehrwürdiges Familienstück, hat bereits mehreren Generationen unermüdlich zugenickt, und sein Gesicht habe ich noch vor drei Wochen frisch auflackiren lassen. — Sein Gesicht sah jetzt so reizend aus und ich hatte solche Freude an der Chinoiserie, daß ich Dir eigens verboten hatte, mit dem kostbaren Gegenstand zu spielen, und nun, wie ich ihn abstäube, fällt mir der Kopf in die Hände." Die so schalt, war eine alte, kleine, dicke Dame, und die vor ihr stand, Cilly, die auch bekannte, daß sie dem Chinesen den Kopf abgebrochen hätte! Der Alten Geduld war erschöpft, nun mußte sie einmal losbrechen — und ihr tüchtig den Kopf waschen, aber dann schlug Cilly eine helle Lache

auf, legte ihrer Pflegerin die kleinen, weißen Hände über die Augen, küßte die welken Wangen und spielte mit den grauen Löckchen der Greisin, und dann war diese auch überzeugt, daß nur die Martha mit ihren täppischen Händen das Unglück angerichtet haben konnte.

„Mädchen, wenn ich es doch in meinem Leben dahin brächte, daß ich Dir eine Kleine, Sanfte hinter die Ohren geben könnte, aber das bringe ich nun und nimmermehr fertig.“

Cilly hielt dann muthig, willig den Kopf hin, um den Schlag zu empfangen, und Comtesse Lora hob auch wirklich die Hand, aber wenn sie dann in die schelmischen seelentiefen Augen ihres Lieblings blickte, dann kam ihr das Lachen, und die erhobene Hand senkte sich wieder, und dann ging ihre Rede in eine Mahnung über.

„Es wäre ja Alles recht, Mädchen, wenn Du nur ein wenig Appretur annehmen wolltest, für mich nicht, wohl aber für die Welt. Sieh', das kränkt mich, Cillychen, wenn die Martha auf Dich schimpft. Weißt Du, dann beziehe ich das auf mich, und der nächste Gedanke ist: Die Alte ist daran schuld, die verwöhnt sie so unverantwortlich. Mir bist Du ja so recht und ich habe Dich schon darum lieb, weil Du mir den Silvius von der Ada abgebracht hast; die wär' keine Frau für ihn,

mit der wäre er nun und nimmermehr glücklich geworden. Ich glaube nicht, daß sie ein schlechtes Herz hat — aber ich kann einmal das Gethue nicht leiden, wie sie es treibt — nein, nein, für Silvius ist es recht gut und für sie besser, obwohl ich gerne wissen möchte, was zwischen Beiden eigentlich vorgefallen ist."

Indem sie so sprach, fiel ihr Blick auf einen seidenen Ueberwurf, der auf dem Boden lag.

„Da, Mamsell Rauschebusch — da sieh mal dahin. Was liegt dort? Was ist das wieder für eine Wirthschaft? Geht ein ordentliches Mädchen mit seinen Sachen also um?"

„Nun ja, Tante Lorchen, schon gut. So ein seidenes Ding, das rutscht immer von selbst so auf die Diele." Dann hob sie das betreffende Kleidungsstück vom Boden auf und warf es auf das Sopha.

„Mädchen, wann wirst Du Ordnung lernen? Gehört es auch auf das Sopha?"

„Nein, Tante Lora, eigentlich gehört es an den Leib, und noch eigentlicher in die Garderobe, und nach dieser will ich es auch bringen."

„Für ein regelrechtes Leben hat die Cilly einen Sinn zu viel und einen zu wenig," pflegte die Comtesse zu sagen.

Sie drückte damit nur dasselbe aus, was

Riedner mit der Bezeichnung „Schönhändchen“ besagen wollte.

In den schärfsten Gegensatz zu Cilly trat die alte Martha. Sie konnte nicht begreifen, welch' ein Recht dieses von der Straße „aufgelesene Ding“ habe zum Essen, Trinken, Schlafen und allerlei Kurzweil, ohne daß „das Pretiöschen“ die Hand regte und tüchtig überall mit angriff? So saß sie den ganzen Tag da und that nach ihrer Meinung gar nichts; denn ein bischen in die Bücher gucken und am Klavier sitzen und höchstens die fremden Bettelbriefe an die Comtesse durchlesen, das war doch keine Arbeit für ein „wohlkonditionirtes, gesund gegliedertes“ Frauenzimmer. Immer nur da sitzen und über die Dächer gucken, „ob nicht welche vom Himmel geflogen kommen“ und die Hände in den Schooß legen und sich von der „lieben, guten Sonne bescheinen lassen“ — einmal riß der alten Martha denn doch die Geduld. Die Comtesse war ausgegangen und hatte ihr eine Menge Sachen zum Nähen für eine arme Wöchnerin zurückgelassen, die zum Abend fertig sein müßten.

„Mir altem Packesel wird Alles aufgebürdet. Warum hat die Comtesse denn Ihnen die Arbeit nicht gegeben?“

„Vermuthlich, Martha, weil Tante Lora sie

Ihnen aufgetragen hat, und weil Sie das besser verstehen als ich."

„Ihre Maliziösigkeiten könnten Sie auch bei Seite lassen. Ich würde mich an Ihrer Stelle hunderttausend Klafter tief in die Seele schämen, daß Sie als Frauenzimmer nicht einen einzigen Stich machen können — pfui Teufel!"

Statt aller Antwort sprang Cilly auf, nahm die Arbeit, machte sich an dieselbe und hörte nicht eher auf, als bis sie vollendet war. Dann reichte sie das Fertige an Martha, und ohne alle Animosität, nur mit jener Gutmüthigkeit, wie sie überlegenen Naturen eigen zu sein pflegt, sagte sie:

„Hier, Martha, ist die Arbeit, damit Sie sehen, daß ich sie kann, und jedenfalls eben so gut als Sie. Ich kann Alles, was ich will. Aber für diese Arbeit sind meine Hände nicht auf der Welt, da thun es die Ihrigen."

Comtesse Lora war die Armenmutter nicht nur ihres Reviers, sondern man kann sagen, der ganzen Stadt. Wenn sie so in unscheinbarem, oft recht fadenscheinigem schwarzem Anzug — anders ging sie nie — durch die Straßen marschirte, am Arme einen großen, immer vollen, schwarzen Tuchbeutel tragend, und mit dem alten, unschönen und doch so lieben, herzigen Gesicht, dem die hellen grauen Augen einen Schein ewiger Jugend der Liebe ver-

liehen, immer in Gedanken, in Sorgen um Andere vertieft, dann glaubte man eine Beguine des Mittelalters zu sehen, wenn sie auch schon, nach ihrer eigenen Aussage, im Steinalter war. Jedermann, der sie so tapfer dahermarschiren sah, blieb zum herzlichen Gruß bereit vor ihr stehen. Vornehm und Gering, Klein und Groß, Jedermann kannte diese Martha, die den Herrn allerdings nur im Geiste gesehen hatte; vor ihr her ging gewissermaßen ein stilles Kommandowort: „Platz da — das Erbarmen, die Hülfe in Wort und That, die Milde, die Menschenliebe wandelt einher — die alte Comtesse kommt.“

Sie selbst besaß nicht viel, nur eine kleine Familienrente und eine Präbende in einem Stift, die jährlich eine gewisse Summe repräsentirte, außer der Wohnung und dem Unterhalt im Stift, wovon sie aber keinen Gebrauch machte. Unter den Stiftsnaturen mit den verjährten Hoffnungen, den verblichenen Gesichtern und den prätentiösen Ansprüchen war es ihr zu langweilig; sie behauptete, die Stiftsdamen dufteten alle nach Lavendel und Thymian, den sie verabscheue, weil er das Parfüm der verschrumpften Herzen sei.

Zu ihr hatte Silvius in jener Nacht Cilly gebracht, mit der Bitte, das Mädchen zu beherbergen, vorläufig nur für die nächsten Tage. Was

weiter mit ihm geschehen solle, das würden sie ja sehen.

„Bei Deiner alten Treue gegen mich und meine Familie, Tante Lora,“ hatte er gebeten, „verlasse das arme Kind nicht, Du erweisest mir einen Dienst. Ich kann Dir jetzt nicht sagen, was Alles in meinem Herzen zusammenströmt und wie das in tausend Fasern zittert — nur Eines kann ich Dir schwören, daß ich es Dir niemals vergessen werde.“

Darum hätte sie es aber erst recht nicht gethan, wenn es nicht um das Mädchen selbst geschehen wäre. Silvius hatte ihr Alles auseinandergesetzt, und auf ihre bedenklichen und zweifelhaften Blicke ihr die heiligste Versicherung gegeben, daß nur allein die Menschenpflicht das Motiv sei, sich der Verlassenen anzunehmen, nichts weiter. Da er es sagte, so glaubte er es selbst und auch die Comtesse, die, nach Allem zu schließen, große Stücke auf Silvius hielt. Das Uebrige that die Erscheinung Cilly's selbst. Still in sich gekehrt und noch in die Sorge um den Pflegevater verloren, stand sie da, mit ihren wenigen schnell zusammengepackten Sachen in der Hand; nur als der Graf die Bitte um ihre Aufnahme aussprach, begleitete sie dieselbe mit einem schüchternen, flehenden Aufschlag ihrer Augen, der im Herzen Lora's die Entscheidung gab.

„Kind, sieh' mir 'mal in die Augen — fest — gerade — so ist's recht. Du kannst Einem in die Augen schauen. Hast Du auch Vertrauen zu mir?"

„O alles, und Ihnen könnte ich Alles sagen" — war Cilly's Antwort. „Sie haben eine so liebe Stimme, der man es anhört und anfühlt, daß es ein Quell aus dem Herzen ist."

„Martha, Du wirst in meiner Schlafstube noch ein Bett zurecht machen, die Kleine bleibt hier."

Gleich am andern Morgen war Silvius wiedergekommen, und hier hatte er von Cilly erfahren, was diese an der Thüre erlauscht hatte. In welcher Weise er diese wichtigen Mittheilungen verwerthete, haben wir erfahren.

Von nun an war Silvius täglich im Hause der Comtesse zu sehen; er pflegte im Dämmerlichte zu kommen und bis gegen elf Uhr zu bleiben. Er kam nie mit leeren Händen; er brachte für Cilly ein Buch mit, oder Näschereien, oder auch einen Toilettengegenstand. Natürlicher Weise ging auch Tante Lora nicht leer aus; ihre Fenster standen jetzt voll Blumen, worüber Jungfer Martha nicht eben sehr erfreut war; sie hatte jetzt doppelte Arbeit mit der „neuen Mamsell" und mit den „riechenden Dingern"; über Erstere spreche auch schon die Nachbarschaft. Früher habe man „nie ein Blümchen"

am Fenster bemerkt, und nun lasse man's auch noch recht am Fenster sehen, was hinter demselben vorgehe.

Die Comtesse hörte solche Reden an, lachte und sagte:

„Deine Unschuld, Alte, und Dein guter Ruf sind für ewige Zeiten gesichert, und was das Andere betrifft, was hinter den Fenstern vorgehen soll, da glaube ich, kennen mich die Leute genugsam, um zu wissen, daß ich in meinen vier Pfählen nichts dulde, was nicht mit rechten Dingen zugeht und gegen Sitte und Anstand verstößt, aber Dich ärgert es nur, daß Du jetzt ein paar Stunden länger aufbleiben mußt, während Du, als wir allein waren, gewohnt warst, mit dem Federvieh zu Bette zu gehen. Mir behagt es besser, wie es jetzt ist; wenn es Dir aber zu viel ist, dann geh' immerhin in Dein jungfräuliches Kämmerlein, wenn die Hühner gackern. Ich will dem Grafen selbst hinunterleuchten."

Von nun an sagte Martha kein Wort mehr. Der Herrin aber schien das neue Leben, welches mit Cilly und mit Silvius in ihren Jungfrauengaden eingezogen war, gar wohl zu behagen. Sie pflegte auf dem Sopha zu sitzen, Cilly und der Graf rechts und links von ihr. Letzterer las vor oder erzählte von seinen großen Reisen, die er früher

gemacht hatte; die Comtesse strickte Kinderzeug für arme Wöchnerinnen. Martha in der Nähe des Ofens hatte das Strickzeug fallen lassen und schnarchte, und Cilly hing, die Hände im Schooße gefaltet, mit Auge und Seele an ihrem Gegenüber. Sie ging, von dem edlen Fluß seiner weichen, sonoren Stimme bezaubert, im Geiste überall mit, sie durchlebte mit ihm alle Genüsse der Natur, der Kunst, die er so lebendig, so schwunghaft zu schildern wußte.

Cilly konnte kaum mehr die Stunde erwarten, wo Silvius zu kommen pflegte. Sie stand schon längst vorher am Fenster, von dem sie ihn die Straße heraufkommen sehen konnte, und wenn die Klingel draußen ertönte, schob sie Martha bei Seite und stürzte ihm entgegen, um so die Erste zu sein, die seinen Gruß empfing, von seinen Blicken, seinem Hauch überströmt wurde. Was war das, was in ihrem Wesen vorging? War die Welt rings um sie anders, oder war sie ein neues Geschöpf mit anderen, höheren Gefühlsfäden geworden? War das Leben bei dem Ohm weniger angenehm, als das jetzige? Wenn Cilly sich diese Frage vorlegte, so mußte sie dieselbe mit „Nein" beantworten. Im Gegentheil, der Ohm war noch gütiger gegen ihren Willen gewesen. Sie war in jeder Beziehung dort freier, keine Martha brummte und schmählte mit

ihr, und doch war das Leben im Pavillon auch nicht in der leisesten Ahnung mit der wonnegetränkten Luft des Daseins zu vergleichen, die sie jetzt durchglühte, die sie mit Gedanken nicht fassen, für die ihr gleichsam neue Organe, erhöhte, verfeinerte Gefühlsfähigkeit erstanden waren. Der tägliche Verkehr mit Silvius, das Versinken von Geist in Geist, von Auge in Auge, hatte zwischen Beiden durch geheime Seelenkräfte ein Band gegenseitiger Sehnsucht gewoben, von dem sie noch selbst nichts wußten.

Ahnte die alte Comtesse etwas von diesem neuen Liebesfrühling, der da im Scheine der altmodischen Lampe und unter der Begünstigung der geheimnißvollen Geister der Theemaschine in den beiden Seelen aufsproßte? Es muß doch wohl so gewesen sein; denn gar oft ruhte das treue, mütterliche Auge wie mit mitleidsvollem Bangen auf Cilly; dabei mußte sie gewahr werden, wie vom Zauberhauch zart und heimlich keimender Liebe Cilly mit jedem Tage sich schöner und anmuthiger entfaltete.

Wenn sie auch wenig über sechzehn Jahre alt war, so waren die körperlichen Formen doch schon vollständig entwickelt, voll, straff und üppig und im reinsten Verhältniß zu ihrer Gestalt, zu dem zarten, feinen Bau, der ihrer Erscheinung einen mädchenhaften, kindlichen Reiz verlieh. Der kleine,

geistig belebte Kopf war der übrigen Gestalt an charakteristischer Bedeutung immer um einige Jahre voraus gewesen, die weichen Linien der Kindheit waren in den Zügen desselben durch die Lebendigkeit des Empfindens und Denkens frühzeitig zu einer bestimmten Ausprägung gelangt, jetzt war die übrige Entwickelung des Körpers dem nachgekommen, und nun konnte man Cilly nicht nur als eines der schönsten Mädchen, sondern auch als eine der eigenartigsten Schönheiten bezeichnen. Mit jedem neuen Abend wurde der Graf mehr, inniger und tiefer vom Reize ihres Wesens eingenommen und gefesselt; Begeisterung, Hingebung und Sehnsucht füllten sein Herz, Cilly's Augen hingen mit stiller Leidenschaftlichkeit an ihm, hinträumend war ihr ganzes Dasein — Ihr Leben war nicht mehr das ihrige, es wurde von einem anderen Pulsschlage bewegt, von einer zwingenden Macht gelenkt, bestimmt; immer gewaltiger wurde diese Macht in ihr, immer mehr fühlte sie ihre eigene Kraft erlahmen und einem süßen Zwang unterliegen. Dann wohl in Momenten des vollen Bewußtseins rang sie sich mit dem Trotze ihrer Eigenart und den leidenschaftlichen, tiefer schlummernden Impulsen ihrer Natur gegen diese gebieterische Einwirkung auf, sie setzte sich mit der ganzen Ansammlung ihrer Charakterkräfte derselben entgegen, mit dem

festen Vorsatze, sich völlig nur auf sich selbst und das Recht der eigenen Bestimmung zu stützen; dann aber wurde draußen im Zwielicht die Klingel gezogen, ein Wonneschauer ging über sie hin — und draußen im dunklen Flur waren alle festen Vorsätze in dem Sternleuchten zerflossen, das über ihr aufging, zwei Hände berührten sich, zwei Lippen — schwiegen, und zwei Herzen kam es vor, als ob sie gegenseitig vertauscht seien, daß ihres in seiner und seines in ihrer Brust schlüge, wogte, glühte und sich sehnte.

„Mädchen, Du mußt nicht immer so eilig und flink sein, wenn Silvius kommt,“ sagte eines Tages Comtesse Lora.

„Warum denn, Comtesse Lora?“

„Das schickt sich nicht für ein Mädchen; die Männer sind eitle Kreaturen, sie wissen das gleich, und wenn man der Sorte nur einen Finger reicht, so nimmt sie gleich die ganze Personnage.“

„Das wird doch wohl nicht so leicht sein, da hätte man doch auch mitzureden. Ihre weiteren Gründe verstehe ich auch nicht so recht, was Sie darunter meinen. Ich reiche Silvius gar nicht die Hand — er nimmt sie sich gleich selbst, wenn er kommt.“

„Und Du läßt es wohl auch sehr gern geschehen, Du ziehst sie nicht zurück? Nicht wahr, Cillychen? Er hält sie wohl auch zu fest?“

Cilly's Antwort war die Frage an die Comtesse, ob sie ihr nicht etwas recht Schönes vorspielen solle?

„Wenn man einmal an das Herz tippen will," meinte Lora, „dann zeige sie schnell dorthin nach dem Schornstein, was das für ein wunderschönes interessantes Bauwerk sei; das habe man in seiner Jugend Alles selbst gekannt."

Was Cilly Niemandem anvertrauen wollte und konnte, das hauchte sie in die Allsprache der Töne aus. Die Comtesse besaß ein altes Piano, an dem ihre Finger die ersten wagehalsigen Uebungen gemacht hatten, an welchem sie sich einst „Blühe, liebes Veilchen" begleitet hatte. Weiter hatte sie es nicht gebracht, und selbst die Töne dieses Liedes mußten einem feinen Ohre etwas fraglich vorkommen; aber das Beste war, wie sie erzählte, daß ihr die falschen Töne selbst wunderschön vorkamen, und damit wäre der Zweck erreicht gewesen, worin sie auch gar nicht Unrecht hatte. Dieser Jammerkasten von Klavier war auf Veranlassung des Grafen durch ein neues ersetzt worden, und stundenlang konnten Silvius und die Comtesse zur Seite desselben sitzen, um den wunderbaren Harmonieen, welche „Schönhändchen" den Tasten entlockte, zu lauschen. Fessellos, nur von innerer Eingebung geleitet, rauschten die Melodieen bald in süß einschmeichelnder Weise, bald in leidenschaftlichen Stür-

men daher; wie eine glühende Muse war Cilly anzuschauen, wenn sie bewegungslos, nur die Arme rührend, das Haupt wie nach höherer Eingebung erhoben, dasaß; immer reicher, mannigfaltiger, ausdrucksvoller, hinreißender strömte diese ihr zu, dann in höchster Macht des Ausdruckes der hochgehenden Fluten der Begeisterung erhob sie ihre herrliche Altstimme, und eine tiefe Erschütterung ging durch die Hörer, wenn sie Schubert's Lied „Ich grolle nicht, wenn mir das Herz auch bricht" sang. Ergreifender hatte es Silvius, der in solchen Dingen verwöhnte Silvius, nie vortragen hören, seine Augen ruhten mit Bewunderung auf der Sängerin und seine Gedanken fragten sich: Woher hat dieses Mädchen, dieses Sonnenkind, den tief sympathischen Ton der Thränen, diese Glut der Leidenschaft, diesen rührenden Schmerz der Entsagung? Dann aber sprang Cilly vom Klavier plötzlich auf, trällerte ein lustiges Lied und sank der Comtesse, wie in überströmender Wonne, um den Hals.

Eines Tages brachte Silvius Billets zu einem Rubinstein'schen Konzerte. Der Graf wollte sie und die Comtesse dahin begleiten, drängte aber, zeitig aufzubrechen, da der Saal sehr bald gefüllt sein werde, namentlich von Damen.

„Von Damen?" wiederholte Cilly und eine auffallende Blässe und Bewegung kamen über sie.

„Ja, von sehr hübschen und stattlich geputzten Damen," erklärte Lora. „Das wird Dich sehr unterhalten, Du hast an schönen Toiletten Freude und putzest Dich selbst doch gern."

„Dann werde ich nicht hingehen," erklärte Cilly und war unter keiner Bedingung, durch keine Bitten zu bewegen, von ihrem Vorsatze abzugehen, so daß sich Comtesse Lora und Silvius ebenfalls genöthigt sahen, den Abend wie gewöhnlich zu Hause zuzubringen. Des andern Tages war Cilly mehr wie gewöhnlich vor dem Spiegel, noch immer mit ihrer Toilette beschäftigt. Der Comtesse fiel das auf, und sie gab ihrem Befremden auch Ausdruck.

„Warum ich mich putze, Comtesse Lora? Der Herr Graf sehen ja schöngeputzte Damen gern; darum wollte er doch gestern zu dem Konzerte gehen, und darum, und eben darum wollte ich nicht gehen, gerade nicht, weil mich das ärgerte — verletzte — weil — weil — und nun wissen Sie auch den Grund."

Die Comtesse sah Cilly eine Weile ernst und bedeutsam an, dann erhob sie drohend den Finger und sagte: „Mädchen, setze Dir nichts in den Kopf — ich warne Dich. Denn sowie ich nur das Mindeste merke, was nicht vor aller Welt in Anstand und Ehren sich sehen lassen kann, dann ist die Geschichte hier aus. So, nun weißt Du, nun

sage ich Dir nichts weiter, als hüte Deine Augen und Deine Gedanken."

Es ist etwas Eigenes mit solchen Mahnungen; Jedermann müht sich damit ab und ist doch der vollsten Ueberzeugung, daß sie nutzlos sind, daß jedes Herz seinen eigenen Weg geht und seine Erfahrungen auf eigene Gefahr machen muß. Comtesse Lora glaubte aber noch fest, daß die Sache bei Cilly nur erst im Stadium der Gedanken sei; sie that dem armen Mädchen insofern Unrecht, als sie ihm zutraute, es setze sich etwas in den Kopf. Das war gar nicht mehr nöthig, es saß bei Cilly und Silvius schon recht tief im Herzen.

Und doch hätte Lora darauf gebracht werden müssen, wie bei ihrer jugendlichen Protégée es linke Schulter abwärts aussah, wenn sie weniger aufmerksam auf ihre hölzernen Stricknadeln und die wollenen Jäckchen gewesen wäre, die unter ihren geschickten eifrigen Händen immer deutlicher Gestalt und größeren Umfang gewannen, wenn sie mehr der stillen und lebhaften elektrischen Telegraphie geachtet hätte, die rechts und links von ihr im Gange war, die selbst der entfernt am Ofen sitzenden Martha auffiel, so daß diese mehrmals sagte:

„Na, gnädige Comtesse, was Die einander für Augen zuwerfen! Wenn es da nur kein Unglück gibt!"

„Ein Unglück? In dem Alter, in welchem die Beiden stehen, lernt man das Schielen nicht mehr. Du hast auch immer etwas an Beiden auszusetzen.“

Wildner's ganzes Leben ging von nun an in dem stillen Reiz dieses regen Lebens und Webens der verborgenen Interessen, Wünsche und Hoffnungen der Herzen auf, die sich nur noch das einzige und letzte Wort zu sagen hatten. In der Gesellschaft wurde er bereits vermißt, namentlich in dem Dupont'schen Kreise. Wenn er des Abends von Cilly wegging, hinaus in den lauen Frühlingsabend, und anderer Abende gedachte, wo er, betäubt vom Genusse, unbefriedigt dem verödeten Innern seiner Behausung seine Schritte zuwandte, und der künftige Tag ihn wie ein trostloses Etwas wieder angähnte, dann mußte er wohl jenes geheimnißvollen Vorfalles in der Neujahrsnacht gedenken, des zerschellten Glases und der Prophezeiung, die daran von jener mysteriösen Stimme geknüpft wurde und die nun auch in der Erneuerung, in der Wiedergeburt, welche sein Leben und Wesen in der Liebe zu Cilly erfahren hatte, in Erfüllung gegangen war.

Einige Zeit darauf fand der Graf Cilly allein zu Hause. Auf seine Frage nach Lora gab sie den Bescheid, daß die Comtesse ausgegangen sei. Einer von den Leuten, der früher bei Herrn Dupont

in Dienst gestanden, befinde sich in größtem Elend, habe sich an die Comtesse gewendet, damit diese Fürbitte bei dem früheren Herrn einlege. Sie sei schon mehrere Male dort gewesen, ohne Herrn Dupont zu treffen — sie würde aber bald zurückkommen, denn die Villa sei doch nicht sehr weit von hier.

„Kennen Sie die Villa des Herrn Dupont, liebe Cilly?"

Die Gefragte ließ von unten hervor einen schelmischen Blick auf Silvius gleiten und sagte mit lebhaftem Nicken des Hauptes:

„Sehr gut kenne ich sie."

Nun erzählte ihr Silvius sein Sylvesterabenteuer, wobei Cilly jedoch in kicherndes und dann in immer helleres Lachen ausbrach.

„Würden Sie denn die Stimme gar nicht wieder erkennen, Graf Silvius, wenn sie Ihnen wieder zuriefe: ‚Prosit Neujahr?'"

„Cilly!"

Es war von Silvius ein Ausruf, jäh, in höchster Ueberraschung.

„Also Sie waren der Kobold, der uns Alle damals neckte und foppte, daß uns fast unheimlich wurde?"

„Wer sagt das? Ich habe doch nichts gesagt. Nein — nein, Graf Silvius. — Wie käme ich

auch zu solcher Tollkühnheit! Man hat doch den ganzen Garten durchsucht?"

Bei dieser Frage schlug sich Cilly neckisch auf den Mund, als wollte sie sich selbst für ihre Unbedachtsamkeit bestrafen. Und dann stieg es wieder wie Koboldart in ihr auf, als sie sagte:

„Aber heute freut es mich noch, daß die dummen Teufel von Dienern mich nicht gefunden haben; sie suchten mich immer auf der Erde und ich war längst die Weingeländer am Hause hinaufgeklettert und saß hoch oben, während die sich unten die Augen blind suchten."

„Und wie kamen Sie nur dazu, solches zu wagen, Sie tollkühnes Sprühköpfchen?"

„Je nun, ich kam von der Apotheke — der Provisor hatte mich mit albernen Redensarten gelangweilt, das Gitter stand offen — aus dem Glaspavillon strömte Lichtglanz — ich fühlte mich immer zum Lichte gezogen — und meine Ahnung hatte mich nicht betrogen — ich sah Sie im offenen Fenster an die Säule gelehnt stehen — und da — da —"

Sie sprach nicht weiter — sie fühlte sich von einem Hauch angeweht und ihren Mund von heißen weichen Lippen geschlossen; dann schlangen sich, leise zitternd vom Schauer der Wonne, Liebesarme um sie und zogen sanft ihr Haupt an eine Stelle, deren

stürmisches Klopfen ihr verrieth, daß es sein Herz war, dann löste sich Alles um sie in ein unbeschreibliches Gefühl der Seligkeit auf, in ein süßes Dahinsterben ihres Selbst, wie leises Rauschen von Fittigen eines Engels um sie, der ihre Seele von ihr loslöste und mit seinem Kuß ihr eine neue, ungeahnte, wonnedurchglühte Seele einhauchte. Das Zimmer und die Gegenstände um sie her, drunten die Straße und die Menschen, selbst ihr alter Freund, der Kirchthurm — und selbst das Glühen des Frühlingsabends — Alles verschwand für sie in eine Duft- und Lichtwelle der Empfindung — und von der physischen Welt waren ihr noch seine fast geflüsterten Worte vernehmlich: „Ich wußte doch, daß ich Sie mir damals für mein Herz gerettet hatte!“

Fünfzehntes Kapitel.

Grazie und Dämon.

Wie die Liebe die Tugenden der Menschen glänzender, so stellt sie auch die Schwächen derselben schärfer in's Licht. In letzterer Beziehung kam bei Cilly Manches zu Tage, wozu vielleicht in ihrem Wesen die natürliche Anlage vorhanden war, was von der zärtlichen Nachsicht und der kurzsichtigen Eingenommenheit Riedner's für sein Pflegekind übersehen, auch vielleicht geduldet und dadurch gefördert wurde, und nun unter dem Eindrucke des neuen, glühenderen, bewegteren Herzschlages um so rascher und üppiger in das Kraut schoß. Es war in ihr ein starker Zug nach persönlicher Unabhängigkeit, der sich bislang nur erst in dem Fehler dieser Tugend, in einem zügellosen Drang nach Ungebundenheit und freier, nach ihrer Neigung und ihrem Behagen geleiteter, Bewegung

kundgab. Das stille, geregelte Leben bei der Comtesse beengte sie, ihr Geist drängte hinaus auf die Plätze, die Straßen, unter die Menschen, weiter fort, wohin jeweilig die alte Windfahne des Kirchthurmes stand, nach der sie so oft in stummer Sehnsucht emporschaute. Jetzt durfte sie nur in Begleitung der Comtesse ausgehen und nur dahin, wohin dieser Ziele und Wege führten, und mit diesen standen ihre Neigung und ihr Wille gerade immer in Widerspruch. Mehrere Male hatte sie die Abwesenheit der Comtesse benützt und des Abends sogar Wanderungen auf eigene Gefahr und nach eigener Bestimmung unternommen, die im Grunde gar keine war, oder vielmehr keine andere, als in den Straßen umherzuschweifen und dabei von keinem fremden Willen geleitet, beengt zu sein. Die größte Lust war es für sie, wie sie es vor Wildner und der Comtesse auch offen bekannte, trotzdem sie die Comtesse mit tausend Augen bewachte, ihr ein Schnippchen zu schlagen, zu entwischen, auf den Straßen Jemanden zu foppen, dort den Leuten einen Triller oder auch ein Liedchen in das offene Fenster zu singen, und dann wieder unter Lachen um die nächste Ecke zu entwischen. — Die Comtesse schmählte mit ihr ob dieser ungebührlichen Neigung, es kam mehrere Male zu heftigen Szenen, wenn sie nach Hause gekommen war. Silvius suchte sie auf die Gefahren

aufmerksam zu machen, denen sie dadurch in die Arme ginge, auf den äußeren Wohlanstand, die Rücksichten auf ihren guten Ruf; allein dafür schien sie keine Auffassung, kein Verständniß, kein Organ zu haben und hier konnte sie als Gegensatz zu Ada aufgestellt werden, die gerade im Gegentheil von dieser Rücksicht aus Gewohnheit und in Folge ihrer Lebensstellung zu sehr beherrscht war, selbst auf die Gefahr hin, innerlich unwahr zu werden und ihres edlen, reichen Gemüthsfonds verlustig zu gehen. Mit diesem Drang nach ungezügelter Freiheit stand bei Cilly eine gewisse Regellosigkeit, Unruhe, ein jäher Wechsel, sowohl in der Hantirung alles Aeußeren, wie in der Kundgebung ihrer Empfindungen im Bunde. Sie war mit ihrem ganzen Sein von der Macht der Liebe zu Silvius beherrscht, es war Alles, was von ihr ausging, süße Melodie der Liebe, bis plötzlich eine schrille Dissonanz dieselbe zerriß.

Wird es der Zukunft aufbehalten sein, diese Dissonanz zu lösen und ihr Wesen zur vollendeten Harmonie zu gestalten? — — —

*

Die Verlobung Ada's hatte in den Kreisen, in welchen diese sich zu bewegen pflegte, das größte Aufsehen erregt.

Man hatte nach dem Armenballe in der Villa Dupont von der Möglichkeit eines solchen Ereignisses nur im Tone des Scherzes gesprochen, ein Beweis, wie wenig man im Ernste daran glaubte. Der Gratulationen gab es viel und des Wohlwollens nur wenig. Die Männer beneideten Dupont darum, daß er, ein Fremder, den Sieg über sie davongetragen habe, und die Frauen hinwiederum gönnten der Braut den Besitz all' der schönen Dinge nicht, welche die reiche und verschwenderische Hand des glücklichen Bräutigams über sie, wie aus einem unsichtbaren Füllhorn, ausgießen würde. Dupont war natürlich jetzt täglicher Gast im Hause der künftigen Schwiegermutter und Ada zeigte die strahlende Miene einer von ihrem Glücke beseligten Braut. Hochzeit sollte sehr bald nach der Verlobung gefeiert werden. Dupont drängte seinem Glücke entgegen.

Die erste Verlobungsanzeige hatte Ada an den Grafen Wildner adressirt, und dieser den Brief als Neuigkeit am Abend für die Comtesse und Cilly mitgebracht. Silvius war an diesem Abende ungewöhnlich ernst und schweigsam; die Nachricht hatte ihn überrascht, verstimmt. Die Verlobung erschien ihm als ein Schritt, bei dem das Herz keine Stimme hatte, und in dem seinigen wurde so etwas wie ein Vorwurf laut. Cilly's heiteres,

geistsprühendes, anregendes Wesen verfehlte seine gewohnte Wirkung; er ging früher, sein Abschiedsgruß war kurz und sogar trocken, während derselbe sonst die hingebendste Zärtlichkeit athmete und zwischen ihm und Cilly ein Abschied für einen Tag ein Lebewohl für Jahre des Scheidens schien. Cilly hätte nicht die sensitive Natur des innersten Einsseins mit dem Geliebten haben müssen, um nicht augenblicklich die Dissonanz zu empfinden, aber sie schwieg. In die eine Ecke des Sophas zurückgelehnt, die Augen geschlossen, schien sie mit ihren Gedanken so weit fernab, daß sie gar nicht bemerkte, welche aufmerksame Beobachterin sie an der Comtesse hatte, welche die andere Ecke des kleinen Sophas einnahm. Lora schob den Schirm der Lampe höher, um zu sehen, ob Cilly schliefe. Sie gab nicht das leiseste Lebenszeichen von sich, weder durch einen Laut, noch durch eine Bewegung. Unbeweglich saß oder vielmehr lag sie da, nur hier und da war ein leises Zucken ihrer vollen, zusammengepreßten Lippen wahrzunehmen, und ein rasches Heben und Sinken der Brust unter schnellen, heißen Athemzügen. Endlich brach Comtesse Lora das Stillschweigen.

„Cillychen, ist Dir etwas? Du sprichst gar nicht.“

Keine Antwort.

„Cillychen, willst Du nicht zu Bette gehen? Es ist schon spät und Du bist vielleicht müde.“

Abermals keine Antwort. Dieses hartnäckige Stillschweigen schien die Comtesse zu verdrießen; unruhig rückte sie auf ihrem Platze umher und die hölzernen Stricknadeln geriethen in schnellere Bewegung. Diese Stricknadeln waren die Blitzableiter ihres Zornes, und das Anhalten an die mechanische Arbeit der Hände gab ihr die Kraft, sich zu bezwingen.

Abermals tiefes Schweigen von Seite Cilly's — die alte englische Wanduhr tickte und draußen schlug es vom Thurme Elf.

„Cillychen, ist Dir heute Abend an Silvius nichts Besonderes aufgefallen?"

Der Laut des Namens schnellte Cilly von ihrem Sitze empor.

„Es ist immer so ein eigenes Ding," fuhr die Comtesse fort, „wenn man so Schwarz auf Weiß die Absage Einer liest, für die man doch Sinn und Gedanken und Gefühle des Herzens gehabt hat."

Als Antwort stieß Cilly einige abgestoßene Lachlaute hervor, aus denen eine tiefe Erbitterung des Herzens unschwer zu enträthseln war. Mit einer fast wilden Bewegung warf sie den Kopf zurück, und der kühne Trotz, den ihre ganze Erscheinung jetzt annahm, schien eine Herausforderung, eine Stellung zu einem Kampfe, in welchem bis jetzt nur das Auge ihrer Seele, der Instinkt ihrer Liebe den Gegner erschaute.

In einem Nu jedoch war diese Anwandlung verflogen, und weich, fast wehmüthig klang der Comtesse das „Gute Nacht“, mit dem sie in ihr Schlafgemach verschwand.

Am andern Morgen brachte Martha ihrer Herrin ein Billet. Dasselbe war vom Grafen, der seiner mütterlichen Freundin darin anzeigte, daß er am frühen Morgen nothgedrungen für einige Tage verreisen mußte und sich entschuldigte, daß er ihnen Beiden nicht mehr habe Lebewohl sagen können. Seine Anwesenheit in Gamberg sei jedoch dringend nothwendig. In einigen Tagen hoffe er die Comtesse und seine „geliebte Cilly“ wiederzusehen. Lora gab beim Frühstück die Zeilen an Cilly. Die kleine Hand zitterte, als hätte sie statt eines leichten Blattes das Schwerste in der Hand, und Lora bemerkte wohl, mit welcher Energie sie sich der Thränen erwehrte. Ruhig, als wäre sie von dem Inhalte nicht im Mindesten berührt, gab sie das Billet an die Comtesse zurück und sagte:

„Ich danke für den Gruß. Das ‚meine geliebte Cilly‘ da — am Ende — klingt wie eine Abspeisung der Armen.“

„Wie so, Cillychen, was willst Du damit sagen? Ich verstehe Dich seit gestern Abend überhaupt nicht. Cilly, wie siehst Du aus?“

Die Angerufene warf einen flüchtig erstaunten

Blick in den Spiegel, und ein bleiches, abgehärmtes, ein fremdes Gesicht schaute ihr daraus entgegen. War es ein Wunder? Welken nicht in einer Nacht auch die vollsten, frischesten, duftigsten Rosen dahin, wenn ein giftiger Thau sie faßt?

Und dieser Thau war in Cilly der Gedanke, daß Silvius an dem Herzen Ada's gesündigt habe, daß er Reue empfinde, und darum sein räthselhaftes Benehmen, seine stille Trauer. Das Alles lag klar in dem Wahn ihrer Seele und dunkel ward die Welt um sie, und ihr armes Herz war wie ein verwirrtes, verlassenes Kind im Walde — denn Silvius liebte Ada noch. Das glaubte sie jetzt fester denn je.

Das Benehmen des Grafen war allerdings räthselhaft. Wozu die Verstimmung, als er die Verlobungsanzeige Ada's erhielt? Oder war noch ein anderes Motiv vorhanden, das seine Stimmung verdüsterte und ihm die Unbefangenheit benahm?

Es waren mehrere Tage vergangen und noch immer war von Silvius keine Nachricht da. Welche dringenden Beweggründe mochten seine Abreise veranlaßt haben — seine Abreise ohne jeden Abschied, wo war er und warum gab er keine Nachricht, warum überließ er sie der Angst und Unruhe und Qual ihres Herzens? Wenn er sie liebte, mußte er sich ihren Zustand vergegenwärtigen, ihr

wenigstens ein Zeichen des Gedenkens seiner Liebe senden, und da er dieß nicht that — die Schlußfolgerung wagte sie mit voller, klarer Gedankenarbeit nicht zu machen. Dieselbe schwebte ihr wie ein traumhaftes Bangen vor, legte sich mit der Wucht eines dunklen Schicksals auf ihre Brust, und wenn ihre Seufzer sich Erleichterung verschaffen wollten, lastete eine bange Ahnung nur noch drückender auf dem ächzenden Herzen, als wollte sie dasselbe vollends zermalmen. So in dem unaufhörlichen Fragen der Hoffnung ihres Herzens und den ewig gleichlautenden Beantwortungen des Zweifels, in dieser maßlosen Pein, Marter und Ungewißheit brachte sie die Tage hin, und Silvius kam noch immer nicht.

„Nun, auf Deinen Thränen wird er auch nicht hergeschwommen kommen. Faß Dich in Geduld! Er kommt wieder, sag' ich Dir — kenne ich doch meinen Silvius — aber etwas ganz Absonderliches muß ihm begegnet sein, das ihn so ganz aus aller Contenance gebracht hat — was gerade bei ihm nicht leicht ist — kenne ich doch meinen Silvius und sein goldtreues Herz. Nimm Dich vor dem vielen Weinen in Acht, das wäscht die Farben Deiner hübschen Augen aus — und was wäre es, wenn er wieder käme, Cillychen, und fände, daß Du auf einmal blaßäugig geworden wärst!"

„Ich habe nicht geweint, Tante Lora, und wenn es gewesen wäre, würde mir nicht der Schmerz um eine vielleicht verlorene Liebe die Thränen erpreßt haben, sondern nur allein der Zorn über mich selbst, die Verachtung meiner selbst, daß ich mit meinem Herzen so weit irre gehen konnte!“

Da schellte es draußen, einmal stark und dann schwächer. Cilly sprang von ihrem Sitze auf, sie kannte diesen Ton, sonst war sie auf denselben hinausgestürzt, um dem Ersehnten — Erwarteten die Thüre zu öffnen, und nun war es, als sei ihr Fuß gebannt worden, sie rührte sich nicht von der Stelle, ein herber Trotz prägte sich in ihren Zügen aus, wenn schon bei dem Glockenton alles Blut in das bleiche, abgehärmte Gesicht geströmt war. Die Comtesse war hinausgegangen, um Silvius zu öffnen, und in seiner Begleitung kam sie zurück. Als sie ihn jetzt beim Schein der Lampe betrachtete, entfuhr ihr ein Laut des Schreckens. Welche Veränderung war mit ihrem Liebling vorgegangen!

Die straffe, elegante, stolze Haltung seines Körpers schien gebrochen, seine Gestalt gebeugt und von einer fröstelnden Bewegung ergriffen. Die wenigen Tage der Abwesenheit hatten in sein Antlitz tiefe Furchen gegraben, und an Stelle der heiteren Sicherheit, die sonst seine Züge beglänzt hatte, schienen Gram und Unruhe sich in ihnen festgesetzt zu haben.

Seinem Scharfblicke war der Eindruck, den seine Erscheinung auf Lora machte, nicht entgangen.

„Bitte, liebe Lora, lasse mir schnell Thee machen, ich bin lange gereist — durchfröstelt. Ich komme soeben vom Bahnhofe. Ehe ich nach Hause fuhr, wollte ich nur erst sehen, wie es euch Beiden ginge. — Wo ist Cilly?“

Dieselbe hatte sich vor seinem Eintritte wieder in die Ecke des Sophas gekauert und saß da unbeweglich.

„Sieh' Dich nur um — Silvius. — Wer sucht, der findet. Ich will Dir selbst Thee machen — Du scheinst krank zu sein, mein Junge. Schicke nur gleich nach dem Geheimenrath Riedl. Silvius, was ist Dir begegnet? Wenn Du mir jetzt auf der Straße begegnet wärst, bei Gott, ich hätte Dich nicht wieder erkannt. Ja, Silvius, es ist ein Wagestück, sich mit solcher Visage unter die Leute zu trauen. Ach, Du armer Junge, was mögen Dir die Menschen zugefügt haben! Es muß schon was Rechtes sein — denn um Lappalien grämt sich Einer wie Du nicht. Da muß es schon der Mühe werth sein.“

„Thee — liebe Lora — Thee! Ich kann nicht lange hier bleiben. Ich muß gleich wieder fort. Sorge Dich nicht um mich — ich bin nicht krank — man bekommt nur manchmal einen Nackenschlag

des Schicksals, dessen man sich nicht erwehren kann, der aber tief, tief schmerzt."

Die Comtesse ging hinaus, um für Silvius den Thee zu besorgen.

Der Graf ging mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab, immer in Erwartung, daß ihm Cilly ein Wort des Willkommens sagen solle. Aber sie schwieg, sie schien von seiner Anwesenheit keine Notiz zu nehmen. Endlich brach er diese peinliche Stille.

„Cilly — wie, Du bringst mir nicht einmal Gruß und Willkommen wie sonst? Was ist Dir? Was mag nur über Dich gekommen sein, daß Du mir gegenüber nicht das leiseste Lebenszeichen gibst?"

Er suchte ihre Hand zu berühren. Sie entzog ihm diese, stand schnell von ihrem Sitze auf und machte sich an dem Tische, auf dem ihre Bücher und ihr Schreibmaterial lagen, etwas zu thun.

„So antworte mir doch, meine liebe Cilly! Nicht? Was soll nur dieses heftige Räumen und Ordnen bedeuten? Das war doch sonst Deine Leidenschaft nicht — und nun auf einmal —"

Cilly hantirte immer emsiger, offenbar in der Absicht, um sich eine Antwort auf seine Ansprache zu ersparen. Silvius merkte das wohl; sein Ton, der aber noch ruhig und gelassen war, ließ jetzt bereits eine leise Gereiztheit durchklingen.

„So lasse das doch, das kann Martha machen.

Ich bitte Dich, liebe Cilly, Du machst mich nervös. Verdirb mir wenigstens hier die Stimmung nicht. Habe Vertrauen zu mir, sage mir, was das heißen soll, was Dir begegnet ist, daß Du so ganz in Deinem Benehmen gegen mich verändert bist?"

„Wie? Das sähest Du nicht selbst — das mußt Du noch fragen? O mein Gott!"

Der Eintritt der Comtesse unterbrach das Zwiegespräch, sie hielt in der Hand eine Karte.

„Meine alte, dumme Martha," sagte sie, „ist in allen Zuständen. Am letzten Abend, als Du vor Deiner Abreise hier warst, hat Dein Kammerdiener diese Karte gebracht. Sie wurde während Deiner Abwesenheit vom Hause bei Dir abgegeben, und Dein Alter hat sie Dir hierher nachgebracht; Du habest Befehl gegeben, Alles, was an jenem Abend von Briefen und Telegrammen noch ankommen möge, hier bei uns abzugeben. Die alte Person hat es mit ihrem kurzen Gedächtniß vergessen, die Karte hereinzutragen, und nun sie Dich wieder gesehen hat, kommt ihr das Versäumte wieder in die Gedanken zurück, und unter Ach und Weh gestand sie mir denn ihr Versehen. Hier ist die Karte."

Silvius warf einen Blick auf dieselbe, in seinen Augen stiegen Flammen auf und mit einer Energie des Tones, die zu dem Gebrochenen seiner Erscheinung in grellem Gegensatze stand, sagte er laut:

„Ah, von Herrn Dupont! Eine Einladung, wahrscheinlich eine Vorfeier zu seinem Hochzeitsfeste, leider zu spät — doch nein — nein — heute — es ist also noch Zeit — trefflich. Ja, ich werde hingehen!"

„Dann ist es ja gut, dann ist dieses Versehen auch wieder ohne üble Folgen, und nun will ich der Martha wenigstens den Trost bringen, daß es gerade noch Zeit war und noch nichts verabsäumt. Nur eine kleine Geduld noch, Silvius, ich werde bald mit dem Thee wieder hier sein. Er wäre schon längst fertig, aber vor lauter Angst hat mir die Martha Salz in das kochende Wasser gestreut."

Damit ließ sie die Beiden wieder allein.

Cilly war an das Fenster getreten und kehrte Silvius den Rücken zu. Es drängte ihn mit aller Macht zu ihr hin, aber immer wieder war der Schritt, der zu ihr hinführte, an seinem starken Willen gehemmt worden, bis denn selbst dieser gebieterische Wille von dem Anfluten geistigster Empfindung überwältigt wurde und Silvius in tiefer Liebessehnsucht plötzlich statt aller Worte seine Arme nach Cilly ausstreckte, um Herz zu Herz zu ziehen — doch diese entwand sich mit einer raschen, energischen Bewegung der Umarmung. Bitterkeit, Hohn und Verzweiflung malten sich in ihren Zügen, und ebenso klangen auch ihre Worte:

„Schein — Schaum und Flitter! Nur rasch!

Du versäumst Dich hier, Graf. Du wirst wo anders erwartet. Lustig sein ist jetzt Deine Parole. — Bei Dupont ist man es immer, namentlich wenn eine so interessante Braut dort ist, wie Fräulein Ada. Bei Dupont ist es freilich hübscher als hier, Palmen und Kamellien, Sammet und Gold, während Andere verhungern oder ihre Blöße nicht decken können. Lachen — Wein — Gesang — Taumel — daß Einem vor lauter Lustigkeit das Herz zerspringen möchte!"

„Cilly — was soll das sein? Dieser plötzliche Ausbruch! Was ist über Dich gekommen? Um der ewigen Barmherzigkeit willen, was soll das bedeuten? O sprich, öffne mir Dein Herz, meine Cilly — Du Wunsch — Du Sehnen, Du Gebet meiner Seele, Du —"

Seine Stimme sank bis zum Flüsterlaute, sie war so weich, so unwiderstehlich, sein Blick überströmte das Mädchen mit so tiefer Liebesglut, daß dieser Liebeshauch die Starrheit ihrer Seele gelöst und Alles aus dem reinen, vollen, warmen Blute des Herzens ausgeschieden hätte, was einem rückhaltlosen Ergusse des Herzens im Wege war, wenn nicht in demselben Momente Cilly's Blick wieder auf die unselige Karte gefallen wäre. Die leise, nachgebende Bewegung, von der bei seinen Worten ihr ganzes Wesen sich erfaßt fühlte, war mit einem

Male vorüber und unbeweglich, kalt und innerlich unnahbar stand sie ihm wieder gegenüber.

„Cilly — Du wirst mir jetzt Rede stehen — ich will es — ich bestehe darauf."

„Ja wohl — wie Du befiehlst, so muß ich auch thun. Darum bist Du der Herr, und wie es Dir behagt, damit muß ich zufrieden sein und Alles in Demuth und Dankbarkeit hinnehmen, wie Du es verfügst. Knurre nicht, Pudel, — kusch dich!"

Ein lautes, bitteres Lachen war der Schluß ihrer Rede. „Ich verstehe Dich nicht mehr, Cilly. Deine Laune flackert wie ein Irrlicht hin und her, von Irrlichtern soll man sich nicht beirren lassen, sondern seines Weges ruhig weiter gehen. Gute Nacht, Cilly."

Er nahm seinen Hut und schickte sich zum Gehen an.

„O gehe nur," rief ihm das Mädchen plötzlich nach, „geh'! Was habe ich gethan, daß sich Deine Züge mir im Unmuth zeigen? Und wenn ich wirklich Schuld habe, weiß ich es selbst? Bin ich mir selbst nicht ein Räthsel und stürmt in mir nicht Alles wild durcheinander, daß sich mir Sinn und Gedanken verwirren? Was sagtest Du mir einst, Silvius? ‚Cilly, in Dir wohnt eine Grazie und ein Dämon.' Ja wohl! In diesem Augen-

blicke hebt der Dämon sein Haupt empor — und reckt seine Glieder und höhnt und grinst und weint und lacht. Ich bin ja ein unglückliches Geschöpf; ich kann nicht für mich selbst."

„Und ich will nicht der Spielball Deiner Launen sein, das verbietet mir meine männliche Würde. Hier ist die Grenze, wo meine Geduld ein Ende haben muß. Dränge mich nicht dahin, meine liebe Cilly. Ich habe schon genug gelitten, und diese bescheidenen Räume hier sollten mir doch eine Stätte des Glückes und des Friedens sein! O wie sehr ich die Sehnsucht habe, mich Dir ganz hinzugeben und Dich mein eigen zu nennen, weil ich Dich liebe wie nichts mehr auf der Welt!"

Von der Stelle her, wo Cilly stand, ließ sich lautes Schluchzen vernehmen.

„Du weinst, Cilly? Du fühlst also, wie weh Du mir gethan hast. Wenn Deine Thränen eine Bitte um Vergebung eines meinem Herzen gethanen Unrechts sind, dann stille sie, dann sind sie verstanden. Wer hätte Dir Unrecht gethan? Etwa ich? Wodurch denn? So sprich doch!"

„Worüber ich weine? Ueber meine Erniedrigung, Dir Alles verdanken zu müssen. Du willst nicht mein Spielball sein, sagtest Du, aber ich muß dafür der Deinige sein. Ueber das Mädchen, das Du nährst, kleidest, das Du unterrichten läßt, glaubst

Du darum ein Recht zu haben, gebieten zu können. Nein, das kannst Du nicht, und wenn Du glaubst, daß die Liebe Alles ausgliche — die Liebe — ha, ha, ha! was Deine Liebe bedeutet — O ich verdenke es Dir nicht, Ada ist zu schön und reizend und hat eine stolze Miene, und ich —"

Diese in jäher Leidenschaftlichkeit hervorgestoßenen Worte erklärten Silvius Alles. Vielleicht bereute Cilly im nächsten Augenblick, daß sie ihr heißes Blut so weit über sich Herr hatte werden lassen; ihr stolzer Sinn wurde durch das drückende Gefühl gedemüthigt, daß sie ihm gegenüber sich eine Blöße gegeben, indem sie eine Schwäche aufgedeckt hatte. In zitterndem Schamgefühl schlug sie die Augen nieder, als Silvius sich ihr nahte. — Ernst, streng, fast verweisend war sein Ton, als er ihre eigenen Worte wiederholte.

„Ja, Ada ist schön und reizend und hat eine stolze Miene und jetzt gehe ich, sie bei dem Feste zu sehen. Wenn ich aber hierher wiederkehren soll, Cilly, dann geschieht es nur unter der Bedingung, daß ich Dich ruhiger, vernünftiger und fester in dem Glauben an Den finde, der Dir noch keine Gelegenheit gegeben hat, ihm zu mißtrauen. Gute Nacht, Cilly!"

In dem Augenblick, als er das Zimmer verlassen wollte, kam die Comtesse mit dem bereiteten

Thee herein. Rasch nahm er von dem Brette eine Tasse, trank sie in einem einzigen Zuge aus, dankte seiner mütterlichen Freundin für ihre Freundlichkeit und ging mit den Worten:

„Gute Nacht, Lora, — gute Nacht, Cilly und gebiete dem Dämon Deiner Brust und laß die Grazie walten wie ehedem. Gute Nacht!"

Sechzehntes Kapitel.

Aus der Gesellschaft.

Herr Dupont stand in seinem Arbeitszimmer und war mit der letzten Anordnung seiner eleganten Soiréetoilette beschäftigt. Sein Kammerdiener half ihm, und währenddem ertheilte der Herr die auf die Arrangements des Abendfestes bezüglichen Befehle. Herr Dupont sah auf die Uhr, sie zeigte auf Acht.

„Sind die Lustres, die Gueridons und die Wandleuchter alle angezündet?"

Der Diener bejahte.

„In allen Zimmern?"

„Das ganze Haus flammt, Herr Dupont. Riesiger Anblick! Durch alle Zimmer vom Tanzsalon oben bis zum Gewächshause ein Lichtmeer. Die neue Einrichtung mit der Verbindung der einzelnen Kerzen durch Leuchtfäden bewährt sich ganz riesig,

Herr Dupont. Man zündet ein einziges Licht an und im Nu brennt der ganze Lustre."

„Diese Erfindung ist hier neu, ich habe sie aus Wien mitgebracht, wo man sie nur erst am Hofe des Kaisers kennt. Jean, Sie können das so beiläufig bemerken, wenn Sie hören, daß die Leute ihre Köpfe staunend aus den gestärkten Vatermördern zu den Kronleuchtern emporrecken. Für mich würde sich das nicht schicken, es wäre nicht gentlemanlike — aber Sie, Jean, dürfen es thun, und es klingt immer gut, wenn die Diener die Sachen ihrer Herren loben. Das läßt auf Anhänglichkeit, auf Eintracht im Hause schließen, und diese Anhänglichkeit ist immer wieder ein vortheilhafter Rückweis auf den Charakter des Herrn."

„O wenn ich es in alle vier Winde hinausrufen könnte, welchen edlen, vortrefflichen Herrn ich an Ihnen besitze, Herr Dupont! Ich habe schon bei vielen Herren gedient, aber —"

„Das ist eben keine Empfehlung, Jean. Sitzt dieser neue Frack gut?"

„Riesig — statuenhaft — wie gemeißelt, Herr Dupont. Sie haben darin eine ganz neue Figur. Dieser Frack steht Ihnen besser als der neue Frühlingsanzug, den Ihnen vorgestern der maître-tailleur Thiel geschickt hat. Ich weiß nicht, Ihr Aplomb, Ihre persönliche Bedeutsamkeit kommt

darin nicht so zum Vorschein, wie es sein müßte."

„Sie können den Anzug nehmen, Jean. Denn darauf haben Sie es doch abgesehen, Spitzbube."

„Bitte, Herr Dupont, das war meine Absicht ganz und gar nicht — nur so eine Nebenbemerkung."

„Hm — hm — es ist mir nie aufgefallen, aber jetzt in diesem Augenblicke, wo Sie vielleicht wieder eine solche Filouphysiognomie wie damals machen — ich habe Sie schon irgendwo gesehen, ehe Sie in meinen Dienst traten."

Jean schmunzelte.

„Herr Dupont haben mir sogar ein Geldstück in die Hand gedrückt," bemerkte er.

„Richtig — Sie standen vor dem Hause der Präsidentin und sprachen mich um eine Gabe an. Es war ein bedeutungsvoller Moment —"

„Ja, Sie schauten zu dem schönen Fräulein, Ihrer jetzigen Braut, hinauf, und diese gute Stimmung benützte ich —"

„Aber, Bursche, wie kommen Sie mit Ihren gesunden Gliedmaßen dazu, sich vor der Leute Häuser hinzustellen und zu betteln?"

„Schlechte Zeiten, Herr Dupont. Ich war lange im Spitale gelegen, und als ich herauskam, konnte ich keinen Dienst finden. Eine solche Jammergestalt wie mich wollte Niemand nehmen. Da mußte ich

mich erst ein wenig durch öffentliches Almosen ausfüttern. Der Krieg war zu Ende, die abgeschossenen Beine in der Mode, ich hatte auch eines — jetzt ist es wieder gewachsen. Aber es war ein gutes Geschäft und ernährte seinen Mann — In kurzer Zeit hatte ich wieder rothe Backen und einen vollen Körper, konnte mir auch Sachen verschaffen und kam dann zu Ihnen."

„Schweigen Sie, ich kenne Sie und Ihre Sorte. Bei keinem Herrn haben Sie lange ausgehalten, weil verschiedene Zweifel an Ihrer Ehrlichkeit rege geworden waren. Ich bin, was mein Eigenthum betrifft, sehr reizbar, in meinem Hause bietet sich einer unredlichen Hand viel Gelegenheit. Wenn ich aber merke, daß von meinem Toilettentisch nur meine Pomade berührt ist, anders als zu meinem eigenen Gebrauche, dann bin ich unerbittlich. Ich lasse mir meiner Dienerschaft gegenüber die Scherereien und Unbequemlichkeiten mit den Gerichten nicht wie andere Herrschaften verdrießen, ich verfolge eine Sache, jede Sache bis zur äußersten Konsequenz, das merken Sie sich. Trotz der erwähnten Gerüchte habe ich Sie in meinen Dienst genommen, weil Sie klug sind und zu brauchen. Sie müssen das Haar leichter arrangiren. Man darf an dem Strich desselben nicht merken, daß die Absicht vorhanden war, gewisse Defekte zu verdecken. Je absichtsloser

man eine Absicht hinstellt, desto größere Wirkung erzielt man, das merken Sie sich. Noch leichter den Fall nach dem Hinterkopf. So, jetzt ist es gut.“

„Der gnädige Herr sehen jetzt wie ein Attaché von zweiundzwanzig — eminent — riesig — comme il faut aus.“ —

„Lassen Sie das Superlativsprechen und glauben Sie nicht, daß Sie durch derartige Schmeicheleien meine Gunst erringen können. Ich lasse mich durch solche Mittel von meinen Untergebenen nicht benützen oder beherrschen. Es ist auch keine Schmeichelei, für mich wenigstens nicht, denn es liegt für einen Mann ein weit größerer Triumph darin, durch geistige Hebel, die er in Bewegung zu setzen gewußt hat, seine Ziele erreicht zu haben, als durch körperliche Vorzüge, worin er am Ende von jedem einundzwanzigjährigen Bengel übertroffen werden kann. Apropos, was war das vorhin für ein Wortwechsel in den untern Räumen? Die Laute drangen bis herauf zu mir, und ich wollte schon hinunterschicken und Ruhe gebieten lassen.“

„Ich schalt den Lorenz, den Kutscher, wegen seiner riesigen Unachtsamkeit. Er hatte das große Fenster des Gewächshauses den ganzen Abend bis jetzt offen stehen lassen. Wie leicht hätte sich durch dasselbe Jemand einschleichen können! Im vorderen Zimmer am Büffet lag alles Silber und das ist

riesig verführerisch. Man soll einen Menschen nie in Versuchung führen."

„Das wissen Sie wohl aus eigener Erfahrung, Jean? Gehen Sie!"

Der Diener ließ seinen Herrn allein. Herr Dupont sah ihm nach, wie Einer, der sich ärgert, daß er in einer behaglichen Stimmung sich gegen seinen Untergebenen zu weit habe gehen lassen. Es war nicht seine Gewohnheit, mit seiner Dienerschaft in solchem vertraulichen Tone zu sprechen. Wer aber würde in gleicher Lage, wie er, dem inneren Behagen, der Selbstgenugthuung nicht nachgegeben haben? Er sah sich auf dem Gipfel all' seiner Wünsche und Bestrebungen. Von seinem Schreibtische lächelte ihm das Bild des schönsten, vornehmsten und interessantesten Mädchens der Gesellschaft aus breitem, goldenem Rahmen entgegen. Diese stolze Gestalt, dieser junonische Kopf, dieser feurige Geist, der Inbegriff so eifrigen, vielfachen Begehrs und Bemühens, sollte in kurzer Zeit sein Leben schmücken und erfüllen — in einer halben Stunde erwartete er die vornehmste Gesellschaft der Stadt. Dieselben Leute, welche ihn noch vor kurzer Zeit mit hochnäsiger Geringschätzung behandelt hatten, machten sich jetzt eine Ehre daraus, in seinen Salons sich bewegen zu dürfen; denn von den zweihundert Einladungskarten, die er verschickt hatte,

um eine Vorfeier seiner bevorstehenden Hochzeit zu begehen, war auf das R. S. V. P. unten an der Ecke kein einziger Refus eingegangen, selbst nicht einmal ein Krankheitsfall annoncirt worden, kein Schnupfen, kein Besuch von auswärts, und dießmal kommen sie nicht zum heiligen Vitus wie das erste Mal, nein, zu ihm, Herrn Dupont, dem mit dem Bann des allgemeinen Mißtrauens belasteten Fremdling. „Das Glück ist eine leichte Dirne," sagt Heine. „In buhlerischer Weise wirft es die ganze Fülle seiner Gaben mit einem Male in den Schooß des von ihm Begünstigten. Wer seine Gunst besitzt, dem läßt es selbst den Spaten, mit dem er nach Golde gräbt, zu Golde werden."

Wir wissen, durch welches Mittel Dupont seiner jetzigen Braut imponiren wollte, in deren Besitz zu setzen sich gedachte, wir kennen den ersten Versuch, den er bei Wildner machte und der ihm mißglückt war, und nun hatte sich auch diese Angelegenheit zu seinen Gunsten gewendet.

Der Inhalt des Briefes, den Herr Dupont jetzt von seinem Schreibtisch nahm und mit wohlgefälligem Lächeln überflog, wird später das Nähere daraus ersehen lassen, aber so gestaltete sich Alles, Alles dem Manne, der so lange mit sprödem Stoffe und mit widerstrebenden Mächten zu arbeiten hatte, zum Erfolge. Er befand sich in seinem Bewußtsein

und seiner Stellung auf einer Höhe, die er selbst nie geträumt, nie gehofft hatte, und auf welcher sich bei einem Menschen der antiken Welt in das dithyrambische Gefühl der hochgeschwellten Seele das Grauen vor dem Götterneide gemischt hätte.

Ein Klopfen an der Thüre seines Arbeitszimmers wurde hörbar. Auf sein lautes „Herein" trat Dannemann in vollständiger Balltoilette in's Zimmer, anscheinend in heiterster Stimmung. Er schüttelte seinem Freunde bieder die Hand, sprach von dem Vergnügen, das sich die ganze Gesellschaft von dem Abend in Villa Dupont verspreche, versicherte, wie hoch die Aktien der Popularität des Festgebers in kürzester Zeit gestiegen wären und noch steigen würden, redete von Allem und eigentlich von Nichts, bot seinem Freunde — anders nannte er Herrn Dupont nicht und in jedem Satze wenigstens mehrere Male — seine Cigarrentasche, that, als dieser refüsirte, in die an einer gewissen Stelle befindliche Cigarrenschatulle des Herrn Dupont einen tüchtigen Griff, warf sich von einem Stuhl auf den andern und hielt zuletzt auf dem Stuhle vor dem Schreibtische wenigstens einige Minuten still. Er hatte ein kleines, altes, von starkem Gebrauch abgenutztes Buch liegen sehen und blätterte darin. Dupont wollte es ihm eben aus der Hand nehmen, als seine Blicke auf den Titel fielen.

„I, was Tausend, werther Freund, was haben Sie da für saubere Bücher! Die Exercitia spiritualia des heiligen Ignaz von Loyola! Solchen Glauben hatte ich in Israel nicht gesucht. Aber wenigstens eine Beruhigung habe ich — das Buch gehört nicht Ihnen, da vorn steht auch der Name des Besitzers: Sandauer. Nun ja — von dem kann es Einen nicht verwundern.“

„Er hat es mir geliehen, so aus Kuriosität,“ bemerkte Dupont nicht ohne einige Verlegenheit.

„Komische Begegnung! Auf dem Arbeitstische eines Mannes des Kapitals, der allermodernsten Signatur, eines Jüngers des raffinirten Lebensgenusses, das Lehrbuch der bis zur Entnervung gehenden Ascese und Abtödtung des Fleisches!“

„Aber auch das Lehrbuch der Art und Weise, wie man seine Wege verfolgen muß, um seine Zwecke zu erreichen, wie ein Mensch, um Alles in der Welt erlangen zu können, wenigstens so weit es die Grenzen seiner Natur und seines Lebensberufes betrifft, sich geistig präpariren muß, um in dem Sichversenken in ein Einziges, von allem Unwesentlichen und Nebensächlichen Losgelöstes, in dem geistigen Anschauen und Verfolgen eines einzigen Gedankens den Willen zu stärken und dem Können und Erreichen eines Zieles dadurch immer näher zu rücken.“

„Ihre Erfolge, mein theurer Freund, geben Zeugniß, mit welchem Nutzen Sie das Buch studirt haben.“

„Vielleicht können Sie Recht haben,“ vollendete Dupont, indem er dem Professor das Buch aus der Hand nahm. „Aber zu etwas Anderem überzugehen, Sie wollen etwas von mir, Dannemann, das merke ich aus Ihrer Unruhe — aus Allem.“

„Wie tief Sie in der Seele der Menschen lesen können, lieber, theurer Freund! Meine G=Saite ist gesprungen. So ein Kerl von Wucherer, der mir vor einiger Zeit etwas vorzuschießen die Verwegenheit hatte, verfolgt mich bis auf die Schwelle zu meinen interessanten Schülerinnen. So ein armes Leben von einem musikalischen Galeerensklaven soll auch noch für zwanzig Groschen per Lektion sittenrein sein, wie es eine Klosterfrau sein soll, schuldenfrei, wie es das Haus Rothschild ist, und bescheiden, wie es Richard Wagner nie werden wird. Wenn man so etwas von meinen derangirten Verhältnissen merkt, verliere ich auch noch meine Lektionen. Wie soll ich dann meine Oper schreiben, um Wagner zu verderben? Seien Sie mein Mäcenas, werther Freund, thun Sie auch mal etwas für die idealen Mächte des Lebens — geben Sie mir die dreihundert Thaler, um den Blutegel mir vom Halse zu schaffen.“

„Dreihundert Thaler, Professor? Das ist ein Kapital. — So viel müssen Sie dem Wucherer auch nicht bezahlen, denn so viel borgt Ihnen gar Keiner.“

„Das wollen wir nicht untersuchen, liebwerther Freund Dupont, ich bitte Sie aber darum und ich zweifle auch nicht, daß Sie meine Bitte erfüllen werden.“

„Ich hätte nie geglaubt, Professor, daß Sie so viel Phantasie hätten. Dreihundert Thaler gebe ich Ihnen nicht — ich gebe Ihnen fünfzig.“

Dannemann lachte laut auf und drehte seine Cigarre blitzschnell in der Hand. —

„Fünfzig! Um eine solche Bagatelle würde ich nie wagen, Sie anzusprechen. Das wäre eine Beleidigung für Sie — und dazu sind Sie mir viel zu viel werth, als daß ich mich darum mit Ihnen entzweien möchte. Sie geben die dreihundert Thaler, ich weiß es.“

Der sichere, überlegene Ton des Professors brachte Dupont aus aller Fassung; er wurde gereizt, heftig. Er sagte Dannemann über die Art und Weise seines Auftretens beleidigende Worte, worauf dieser ruhig aufstand, die Cigarre in den Kamin warf, sich zum Weggehen anschickte und sehr bestimmt sagte:

„Gut — so werde ich wo anders wissen, das

Geld zu bekommen. Aber dann werde ich diese dreihundert Thaler nur annehmen gegen die Erzählung, wie man es anfängt, die Leute im Zustande des Angeregtseins zum Spielen zu bewegen."

Der Professor war bereits an der Thüre. Mit einem Sprunge war Dupont vor ihm, drehte den Schlüssel im Schlosse und riß den Professor am Arm vom Ausgange hinweg in die Mitte des Zimmers.

„Sie glauben wohl, mich dadurch einschüchtern und mich für Ihre Erpressungen ausbeuten zu können? Da irren Sie sich. Ich fürchte mich auch gar nicht. Sie waren es, der den von den Geistern des Weines befangenen Grafen zum Spiel aufforderte."

„Und Sie, Freund Dupont, gaben mir den Auftrag dazu. Erst mußte der Graf pointiren, dann Bank halten und eine Karte —"

Aus Dupont's Munde kam es wie Zischen von einer Schlange. Er warf Dannemann einen wüthenden Blick zu, der jedoch an der unverschämten Gleichmüthigkeit desselben abglitt, ging dann an seinen Schreibtisch, holte drei Bankbillets heraus und schob sie ihm unwillig in die Hand. Mit dem ganzen Gesicht schmunzelnd, steckte sie der Empfänger ein, und zu dem kordialen Ton von vorhin zurückkehrend, sagte er:

„Warum weigerten Sie sich denn auch, werther Freund? Warum uns gegenseitig erzürnen? Ich werde einem so lieben Freunde gegenüber nicht gern unangenehm, aber wenn Sie so sich auf die Hinterfüße stellen — das ist doch nicht klug von Ihnen, denn daß Sie bezahlen mußten, konnten Sie doch voraus wissen. Also nichts für ungut — nun noch eine echte. Darf ich? Ich freue mich unendlich auf den Abend. Aus der Küche roch ich Fasanen."

Das Bild Ada's auf dem Schreibtische brachte ihn zum Stillschweigen; er schien es noch nicht gesehen zu haben, betrachtete es jetzt einige Zeit aufmerksam und wendete sich dann an Dupont.

„Glücklicher Mann! Ada — schönes, edles — verzogenes Geschöpf, unerklärliches Wesen, unberechenbar wie Alles, was von Eva's Stamme! Wie hold Du auch in diese Räume blicken magst, ist es aber auch wahr? Es kommt nicht auf die Stimme des Herzens, nein, nur auf den richtigen Moment an, euch zu nehmen, und vielleicht hatte Wildner diesen gerade nicht getroffen."

Diese letzten Worte sprach er halb im Murmeln, gleichsam nur für sich, aber doch so, daß Dupont, an dessen Adresse sie gerichtet waren, sie deutlich verstehen konnte.

„Was haben Sie da gesagt, Professor?" frug er und biß sich auf die Lippen.

„Nun nichts — als — ja wohl — Warum soll ich es nicht sagen, daß ich mich eigentlich gewundert habe, daß Ada sich doch nicht für Wildner erklärt hat. Adio! Auf Wiedersehen in schönerer Gesellschaft!"

Dannemann ging und konnte den Blick nicht mehr sehen, den Blick des Hasses und der Verachtung, den Dupont auf den Weggehenden entlud.

Die Säle füllten sich allmälig. Von den Leuten, welche die Gesellschaft der Stadt bildeten, fehlte fast Niemand.

Dupont hatte Recht, wenn er noch mehr als das erste Mal bei dem Wohlthätigkeitsballe, wo doch noch ein Vorwand zum Kommen aus Gründen des guten Zweckes vorhanden war, wenn er jetzt noch mehr mit stiller Verachtung auf die Massen der Ankommenden blickte. Diejenigen Familien, welche sich geradezu unartig gegen ihn erwiesen hatten, kamen in vollster Vertretung, oft fünf bis sechs Köpfe stark. Um ein Souper, um ein Glas Champagner konnte es diesen Leuten nicht zu thun sein; sie lebten im Ueberflusse und gehörten noch dazu bei solchen Büffetfesten nicht zu den Büffetpiraten, wie die Diener solche nannten, die für den Abend an demselben förmlich Station machten, wie zum Beispiel Dannemann. Im Gegentheile, diese Leute kokettirten durch Nichtsnehmen. Warum denn

kommen sie? Um einen Abend angenehm hinzubringen, dazu boten sich bei ihren großartigen Hülfsmitteln außer diesem Hause genug Gelegenheiten dar. Was suchten sie also hier, selbst auf die Gefahr hin, vor diesem Manne, dem sie jetzt ihr freundliches Lächeln, ihren herzlichsten Händedruck schenkten, erröthen zu müssen, wenn sie sich des Einst vor noch wenigen Monaten im Gegensatze zu dem Jetzt erinnerten! Aber das Erinnern wäre eine Arbeit des Gedankens gewesen, und das Stigma unserer heutigen Gesellschaft ist eben das, daß sie nicht denkt, daß sie nur genießen will mit allen Sinnen, genießen bis zur plattesten Verflachung des Geistes und Charakters, bis zur Abstumpfung aller Genußfähigkeit. Dieser Knäuel von Menschen, der sich par excellence die Gesellschaft der Stadt nannte, hatte aber zum Nachdenken weder Zeit, noch Lust, noch Fähigkeit. Sie will amüsirt und amüsirt durch den niedrigsten Grad des Vergnügens, durch die Befriedigung der Neugierde sein. Diesem Zwecke bringt sie Alles zum Opfer, ihre Prinzipien, die keine sind, ihre Exklusivität, heute wollte sie sehen, wie sich ihr Schooßkind Ada an der neuen Stelle ausnehmen wird.

Die Präsidentin machte die Honneurs an Seite ihres künftigen Schwiegersohnes, Ada stand etwas seitab, fast an derselben Stelle bei der Bacchus-

statue, wo sie damals so schnell und eifrig die anzügliche Bemerkung des jetzigen Bräutigams in Bezug auf seine künftige Frau abgebrochen hatte. Man war gekommen, um ein armes Opferlamm zu sehen, und man sah sich einer glückleuchtenden Erscheinung gegenüber, in der nichts von all' dem Zwingenden zu erschauen war, was man so über das Zustandekommen dieser Partie munkelte. Ada hatte nichts von ihrer früheren Sicherheit und Unbefangenheit verloren. Ihre großen, tiefen Augen blickten noch eben so stolz und hell und beherrschend in die Welt, und in ihrem Entgegenkommen gegen die Eintretenden lag noch derselbe unwiderstehliche Zauber wie vor ihrer Verlobung. Nur daß sie jetzt von Zeit zu Zeit ein verbindliches, vertrauliches Wort, eine liebenswürdige, hingebende Miene, Lächeln des innerlichen Einverständnisses mit dem Bräutigam wechselte, so daß die Gäste sich mit langen, verblüfften Gesichtern aus dem Empfangssalon in die Nebengemächer verzogen und sich zuraunten: „I, das scheint ja wider Erwarten eine recht glückliche Ehe zu geben."

Nur als der lange de Wys eintrat, hätte man bemerken können, wie sich Ada's Stirn einen Moment in finstere Falten legte und die Lippe wie vom Zucken eines flüchtigen Schmerzes sich bewegte. Die Einladung des langen Beau hatte

ihre kleine Geschichte. Der Bräutigam hatte seiner Braut die Liste der Einzuladenden vorher vorgelegt, sie wollte den einzigen Namen de Wys von derselben gestrichen wissen, ein Verlangen, in welchem Herr Dupont indeß seiner Braut nicht nachgab. Er konnte sich des Kitzels nicht erwehren, gerade Denjenigen zum Zeugen seines Triumphes zu haben, der sich selbst Hoffnungen auf Ada gemacht hatte. Aus der Junggesellen Tafelrunde kamen auch Dalesko und Hubert Seewald. Der Sohn des Apoll hatte an dem Abend jedoch gar nichts von der Sonnenheiterkeit seines göttlichen Aeltervaters. Mit trauriger Miene kam er in den Salon, machte seine pflichtschuldige Reverenz und füllte dann mit seinem Ich eine Ecke des Gemaches aus. Ada bemerkte ihn und ging in einer Pause, wo ihre Aufmerksamkeit nicht durch neue Ankommende in Anspruch genommen war, auf ihn zu.

„Wahrhaftig, Waldchen,“ — das war ihre vertrauliche Abkürzung seines Namens — „ich hätte Ihnen mehr Freundschaft für mich zugetraut, als daß Sie an meinem Brautfeste mit so sauertöpfischer Miene dreinschauen. Ihnen habe ich doch das Herz mit meiner Verlobung nicht gebrochen — das weiß ich; denn man weiß bereits, welche guten, freundlichen, lachenden Augen Ihnen das Herz abgewonnen haben.“

Dem Maler schlug bei dieser Anspielung eine Lohe in's Gesicht, und vor Verlegenheit, so sein Herzensgeheimniß offenbart zu sehen, stammelte er einige unverständliche Worte. Ada weidete sich einige Augenblicke an dieser männlichen Naivetät, dann setzte sie lächelnd fort:

„Erschrecken Sie nur nicht, Waldchen, ich verrathe es nicht — Niemanden, selbst dem Vater nicht. Seien Sie Beide nur selbst die Verräther nicht. Ich zum Beispiel habe am letzten Abend beim Geheimerath, als Sie neben Marianne saßen, Manches bemerkt und das Uebrige errathen. Aber so erheitern Sie sich doch, wenn man mit Ihnen von der Seele Ihrer Seele spricht."

„Das möchte ich wohl, Fräulein Ada, wenn nur nicht etwas Anderes auf meinem Herzen lastete, ein nagender Gedanke."

„So hätten auch Sie einer Schuld des Herzens sich anzuklagen? O reißen Sie den Keim derselben, wenn es noch Zeit ist, aus Ihrer Brust, treten Sie ihn mit tausend Füßen. — Begehen Sie nichts gegen die heiligen Ueberzeugungen, die in Ihrer Seele ruhen, denn das ist eine Reue — eine Marter — o mein Gott!" — Plötzlich hielt sie inne, gerade als ob diese jähe, fast stürmische Rede ihr wie laute Stoßseufzer entschlüpft wäre, ohne daß sie es wollte, und als käme ihr eben jetzt ein Bewußt-

sein dessen, was sie vor fremden Ohren hatte laut werden lassen. Dann sah sie einen Moment in die ruhigen, wenn immer traurigen Züge Hubert's, der kein Verständniß dessen zu haben schien, was Ada als eine Enthüllung ihrer eigenen Seelenstimmung jetzt bereute.

„Was ich da rede! Nein, Waldchen, Ihr Gemüth kennt keine gefährlichen Untiefen und Abgründe. Das ist hell und sonnig, wenn auch im Momente umwölkt. Was ist Ihnen? Denken Sie, ich sei ein guter Kamerad von Ihnen — und vertrauen Sie mir."

„Nun ja, Fräulein Ada. — Sagen Sie mir, habe ich denn Ihre Frau Mutter mit irgend Etwas beleidigt — hat vielleicht das Bild, welches ich ihr geschickt habe, als einen Beweis meiner Dankbarkeit, hat vielleicht der Gegenstand desselben ihr Mißfallen erregt?"

„Woraus schließen Sie das? War Mama eben jetzt nicht freundlich zu Ihnen?"

„Das nicht, sie war eigentlich gar nicht zu mir, ich habe mich vor ihr gedrückt, als wenn ich ein schlechtes Gewissen hätte. Sie ließ mir vor ein paar Tagen schriftlich durch den Obergerichtsrath Sandauer mittheilen, daß — daß — daß —"

„Nur frisch heraus, Waldchen!"

„Nun daß — die jährliche Gabe, die sie mir

für meine Studien ausgesetzt habe, daß die von nun an wegfiele."

„So, also Sandauer hat Ihnen das geschrieben?"

„Ich habe mir gleich gedacht, als ich den Brief erbrach und diesen Namen darunter las, daß das nichts Gutes sein könne. Denn ich weiß nicht, wodurch ich mir den Haß dieses Mannes zugezogen habe; die Geschichte mit dem Klärchen damals und dem Kloster, die kann er mir doch nicht nachtragen, da muß er sich selbst sagen, daß es feig und ehrlos von mir gewesen wäre, wenn ich damals nicht so gehandelt hätte. Wegen des Verlustes des jährlichen Stipendiums ist es mir nicht so sehr leid gewesen, obwohl ich dasselbe sehr gut noch auf ein Jahr brauchen könnte, nein, nur um des drückenden Bewußtseins, Ihre Frau Mama verletzt zu haben, mich undankbar gegen die gute Frau gezeigt zu haben, das macht mich so traurig."

Ada legte leise ihre Hand auf Hubert's Schultern und schaute ihn still mit einer bewundernden Rührung an.

„O, Waldchen, was sind Sie für ein reines, unschuldiges Herz! Das ist eine Güte, die selbst die Falschheit der Welt überwinden wird. Und wegen des Briefes — seien Sie ruhig, Waldchen, betrachten Sie den Brief als nicht geschrieben."

„Wie so, hätte ihn dieser — Herr Sandauer

aus eigener Machtvollkommenheit geschrieben, ohne daß die Präsidentin etwas davon wußte?"

„Das will ich nicht gesagt haben, lassen wir das! Mama wird Ihnen das Stipendium weiter belassen, nur mit dem Unterschied, daß ich es, anstatt des Obergerichtsraths Sandauer, Ihnen auszahle. Verstehen Sie? Im Namen Mamas, damit deren Sachwalter nur davon nichts merkt. Verstehen Sie mich recht, nicht ich, sondern Mama gibt es Ihnen, nur durch meine Hand. Zu danken brauchen Sie ihr nicht — sie liebt das nicht — überhaupt kein Erwähnen dessen, was sie von ihrem Ueberflusse gibt. Auch keine Bilder brauchen Sie ihr zu malen. Und nun heben Sie den Kopf wieder hoch empor, fort mit Ihrer Leichenbittermiene — Marianne mit ihrem Vater wird auch kommen, aber vorsichtig — tanzen Sie nicht öfter als zweimal mit ihr. — Hüten Sie Ihr Glück, Waldchen, und halten Sie sich die Tempelstätte Ihres Herzens rein und heilig, daß keine Schuld — Mögen Sie Beide recht, recht glücklich sein, und bleiben Sie in allen Verhältnissen mein guter Kamerad, Waldchen."

Damit verließ sie den beglückten Maler.

Die Warnung Ada's hatte bei Hubert verfangen. Er hielt seine Liebe so heilig und war der festesten Ueberzeugung gewesen, daß außer ihm,

Marianne und seiner Mutter Niemand um das Geheimniß seines Herzens wüßte, so daß die Andeutungen Ada's ihn in die größte Bestürzung versetzt hatten. Als jetzt Marianne in Begleitung ihrer Schwester und ihres Vaters erschien, folgte er dem Rathe so strikte, daß er sich vor ihr und ihrem Vater jetzt gar nicht blicken ließ. Denn nun glaubte er, sei seine Liebe aller Welt offenbar und Aller Blicke auf ihn gerichtet. Marianne hatte ihn wohl erspäht, er sandte aus seiner Ecke, in die Ada's Warnung ihn gebannt hatte, seine sehnsüchtigen Blicke nach ihr aus; aber ihr jetzt zu nahen, sie um einen Tanz zu bitten, dazu gehörte nach seiner Meinung ein Löwenmuth, und er war jetzt ein so ganz in sein Herz hinein verschüchtertes Lamm. Marianne wußte nicht, wie sie diese Zurückhaltung deuten sollte; sie gab gewisse Zeichen mit dem Fächer, sie deutete auf die Tanzkarte, zum Zeichen, daß sie ihm noch alle Tänze offen gelassen habe. Hubert blieb diesen Avancen gegenüber stumm und unbeweglich. Schließlich wurde bei Marianne das Fächeln immer erregter, ihre Stirne röthete sich, die blaue Halsader schwoll auf, die Blicke wurden schärfer, und die Lippen kamen in heftige Bewegung. Dalesko hatte Marianne jetzt erblickt, schoß wie ein Stoßvogel auf sie zu, und Hubert sah, wie sie ihm ihre Tanzkarte reichte, und

es kam ihm vor, als wenn der Rumäne ein ganzes Buch schriebe.

Der Tanz begann. Dalesko war Mariannens Partner und Beider Unterhaltung war sehr lebhaft, so lebhaft, daß dem armen Hubert der Boden unter den Füßen brannte. Sollte er sich in das Tanzgewühl stürzen und die beiden Tanzenden trennen? Sollte er plötzlich in seiner Ecke in Ohnmacht sinken, daß allgemeine Verwirrung entstehe, und Marianne sich von ihrem Tänzer losreißen und über ihn verzweiflungsvoll und weinend herstürzen würde? Er blieb in seiner Ecke stehen und verwandte keinen Blick von seinem Nebenbuhler; denn einen solchen sah er von nun an in Dalesko. Als der Tanz zu Ende war und der Rumäne in den Salon trat, in welchem Hubert sich befand, wagte sich dieser aus seiner Ecke hervor und bemächtigte sich seiner. Er mußte Alles wissen und beschloß nun, diplomatisch zu Werke zu gehen, sich zu stellen, als ob er Marianne nicht kannte.

„Wer war nur diese Dame, mit der Sie tanzten?“

Hubert glaubte nämlich sehr diplomatisch zu handeln.

„Diese Dame? O qu'elle est jolie — aimable — ravissante!“ rief Dalesko begeistert aus. „Und wie ich bin malheureux? Wie sagt man in Deutsch?“

„Seelenvergnügt,“ war Hubert's Antwort, den ein gewisser Humor der Verzweiflung überkam, so daß er seinen Worten eine Uebersetzung gerade im entgegengesetzten Sinne gab.

„Wie ich sie anbete — diesen — diesen ange? Wie sagt man in Deutsch?“

„Vogelscheuche,“ lautete Hubert's Uebersetzung.

„Ich wollte sie heirathen, nach Bukarest führen und unserem neuen Fürsten vorstellen, und ihr so viele Shawls und Diamanten kaufen, daß alle Damen se chagrinaient à mourir. — Wie sagt man in Deutsch?“

„Todtlachen vor Vergnügen.“

„Das Alles sagte ich ihr — sie weinte, non — non — nicht weinte, au contraire — sie that lachen, und als ich facheux wurde, lachte sie noch mehr, und als ich anfing zu werden furieux — lachte sie noch ärger — und als ich furioso, lachte sie fürchterlich. — O quel démon, — o quelle est cruelle! Wie sagt man in Deutsch?“

„Kleine Schäkerin,“ antwortete Hubert wieder und brach vor Vergnügen ebenfalls in lautes Lachen aus.

„Kleine Schäkerin — o, sehr gut, werde ich mir merken, und nun lachen Sie auch. Hein? Pourquoi?“

Dießmal antwortete ihm Hubert nicht, sondern drängte ihn, als die Töne zu dem neuen Tanze vom Orchester herab vernehmbar wurden, in den

Saal zurück und stellte sich auf die Schwelle, um zu beobachten. Nicht weit von ihm stand Mariannens Vater. Als dieser Hubert bemerkte, zog er ihn an seiner Hand in seine Nähe, fragte ihn, wie es ihm ginge und warum er nicht tanze — und war so liebenswürdig und theilnahmsvoll für ihn, daß in Hubert's Herzen die Flagge der Hoffnung, vom vollen Luftstrom der Zuversicht geschwellt, sich wieder hoch emporhob. Der kleine, flinke, heißblütige Rumäne tanzte auch den Cotillon mit Marianne. Seine Rede sah sich aus der Ferne an wie ein stürzender Bergstrom, der über Steinblöcke stolpert; die Steinblöcke waren die Satzfügungen und Worte der deutschen Sprache — dabei gestikulirte er sehr lebhaft und fuhr sich wild durch die schwarzen gekräuselten und geölten Haare. Das war so auffallend, daß die Aufmerksamkeit der übrigen Versammlung rege und Mariannens Vater unwirsch wurde. Plötzlich verließ Marianne ihren Tänzer und eilte in sichtbarer Erregung auf ihren Vater zu.

„Vater," raunte sie diesem zu, „bei dem Menschen ist es im Kopfe nicht richtig. Er sagte mir, er sei seelenvergnügt, daß ich ihn nicht heirathen wolle. Wenn ich als Bojarin nach Bukarest käme, würden sich alle andern Damen über mich todtlachen. Ich sei eine kleine Schäkerin — ich sei die Vogelscheuche seines Herzens."

Der Geheimerath wartete nur den Tanz ab, um Dalesko nachzugehen und über derartige Ausdrücke zur Rechenschaft zu ziehen; aber dieser war nirgends zu finden, er schien im Gefühle, daß er sich bloßgestellt habe, den Saal verlassen zu haben, und der Geheimerath ging, ihn zu suchen.

Hubert fiel ein Stein vom Herzen, als der Geheimerath mit der Nachricht zurückkam, daß der Rumäne wahrscheinlich die Gesellschaft verlassen habe. Er hatte schon das Unwetter über seinem Haupt sich entladen gesehen, er sah sich bereits als den Urheber der Sprachverwirrung entlarvt, vom Vater mit der scharfen goldenen Brille erkannt, und nun war Dalesko glücklicherweise fort.

Er lachte sich in's Fäustchen, daß er auf diese Weise sich eines Nebenbuhlers entledigt habe. Mit Marianne hatte er sich während der Abwesenheit des Vaters ausgesprochen, er trat die Tanzkarte Dalesko's als dessen nächster Erbe an, und auf Wogen des Glückes tanzten beide Liebende bis in den siebenten Himmel des Paradieses.

Siebenzehntes Kapitel.

Abschlüsse.

Der Hieb, den Dannemann bei seinem Abschiede in der Anspielung auf das Verhältniß zwischen Ada und Wildner seinem werthen Freunde Dupont noch freundschaftlich versetzt hatte, war kein blinder gewesen; er hatte gesessen. Je näher der Bräutigam seinem Ziele, dem Besitze Ada's rückte, desto reizbarer wurde er in Rücksicht auf Alles, was mit seiner Braut und deren Vergangenheit in Beziehung stand, obwohl man bei Ada nicht von dem sprechen konnte, was man die Vergangenheit einer Frau zu nennen pflegt. Dupont kannte die früheren Beziehungen seiner Braut zu dem Grafen, er kannte auch die wandelbare Laune Ada's, die durch keine Rücksicht im Zaum zu halten wäre, wenn es ihr in ihrer souveränen Natur beliebte, so und so zu handeln. Wäre ein Zurücktreten von der Ver-

lobung daher eine so unmögliche Sache? Wer wußte überhaupt, ob sie Wildner und in welchem Grade sie den Grafen geliebt hatte? Konnte diese Neigung in ihr nicht wieder mit erneuter Macht erwachen, und ihr Unrecht wieder gut, und ihr Anrecht an den Gegenstand ihrer früheren Neigung wieder geltend machen wollen? Bei einer Persönlichkeit wie Ada, die nur von plötzlichen Eingebungen bestimmt wurde, war Alles möglich. Früher war ihm die stolze, schöne Patriziertochter nur ein Gegenstand der kalten Berechnung, jetzt im täglichen Beisammensein mit ihr hatte sie in ihm eine unbändige, fast wilde Leidenschaft erweckt. Jetzt so nah am Ziele und möglicherweise weiter als je von demselben zurückgeworfen zu werden!

Dupont verwünschte den Professor im Grund der Seele. Das halblaute, nur wie von ungefähr hingeworfene Wort hatte in seinem Innern einen Aufruhr entfacht, der ihm den Genuß und Triumph des ganzen Abends verdarb. Er war verdrießlich, ängstlich, zerstreut. In jedem Moment glaubte er den Grafen eintreten zu sehen — er suchte ihn mit tausend Augen seines Argwohns, aber Wildner war noch nicht unter den Gästen, und so lange er noch nicht da war, brauchte er wegen Ada noch nicht in Sorge zu sein, über sie nicht zu wachen. Vielleicht kam er auch nicht, es war schon spät.

Warum hatte er ihm eine Einladung geschickt? Aber Ada habe darauf bestanden, und er mußte ihrem Verlangen nachgeben, da sie seinem Willen sich gefügt hatte, als er de Wys in der Gesellschaft haben wollte. Ein Stich ging ihm jetzt durch das Herz. Warum hatte sie auf Wildner's Einladung bestanden — warum? Jedenfalls verband sie damit eine Absicht. Wo war sie? Nirgends ist sie zu sehen! Doch — doch, eben ist sie in lebhafter Unterhaltung mit dem Geheimerath Doktor Riedl begriffen — seine Angst hatte sie nun nicht gesehen — und Wildner wird nicht mehr kommen.

Ein Diener trat an ihn heran und brachte ihm eine Karte. Er las: „Silvius, Graf von Wildner."

„Was soll mit dieser Karte?" frug er den Ueberbringer.

„Der Herr erwartet Sie unten in dem Gewächshause. Er trug mir auf, Ihnen zu sagen, daß er Sie nothwendig sprechen müsse, und hinauf in die Gesellschaftssäle wolle er nicht kommen."

Dupont ging in die Parterreräume hinab. In dem Gemach vor dem Glashause fand er den Grafen seiner wartend. Wildner war in Gesellschaftsanzug. Die weiße Kravatte ließ die Veränderung in seinen Zügen dem Eintretenden noch frappanter erscheinen, als es kurz vorher bei der Comtesse der Fall war.

Einen Moment war Dupont verblüfft, dann aber hatte er seinen Gleichmuth wieder gefunden und streckte die Hand mit einem biedern Gruß dem ihn Erwartenden entgegen. Wildner nahm dieselbe nicht an. Ob aus Absicht oder Zerstreutheit? wird sich vielleicht aus dem Gange des Gespräches ergeben. — Er gab durch ein stummes Zeichen Dupont zu erkennen, daß sie Beide sich setzen möchten, was denn auch geschah.

Dupont sprach gegen seinen Gast sein Befremden aus, daß er nicht nach oben kommen wollte, machte ihm verbindliche Vorwürfe, daß er der Gesellschaft seine Anwesenheit entziehe. Wildner wies alle diese Redensarten durch Schweigen ab, und sagte endlich:

„Kommen wir zur Sache. Ihre Bälle sind übrigens gefährlich. Bei dem letzten, den Sie gaben, hatte ich das Mißgeschick, eine sehr bedeutende Summe — achtundvierzigtausend Thaler — an Sie zu verlieren. Durch ein Zusammentreffen von Umständen waren meine geistigen Kräfte aus ihrem Gleichgewicht gekommen — meine alte Leidenschaft ward wieder geweckt."

„Geweckt?" wiederholte Dupont frappirt. „I, Herr Graf, das klingt wie eine Absicht von Seite Derer, mit denen Sie spielten — unter denen auch ich war. Fast möchte ich mich beleidigt finden —"

„Das würde mich von meinem Thema abbringen; nehmen wir an Stelle des ‚erweckt‘ ein ‚erwacht‘, wenn ich Ihnen damit eine Genugthuung geben kann. Nehmen Sie an?“

„Vollkommen, lieber Graf!“

„Gut! Abgemacht! Sie schlugen mir vor, diese Summe durch eine Operation an der Börse zu decken und mit meiner Zustimmung entrirten Sie auch für mich ein Geschäft, welches nach Ihrer Versicherung ein voraussichtlich günstiges Resultat haben würde.“

„Wenigstens, Herr Graf, waren damals alle Chancen dazu vorhanden. Für Wandlungen der Börse, wie sie durch den plötzlichen Fall des Ministeriums, durch die amerikanischen Konjunkturen eintraten — für diese kann ich nicht — und in diesem Falle bin ich auch schuldlos.“

„Nein, dafür können Sie nicht und ich habe auch nicht das Gegentheil behauptet — aber ich — ich hätte weniger vertrauungsvoll sein und nicht geradezu zu den Vorschlägen, die Sie machten, Ja sagen sollen. Denn, wie ich jetzt von gewiegten Börsen-Geldmännern erfahren habe, war schon damals, als Ihr Wohlwollen mir unter die Arme greifen wollte, die Stimmung der Börse für diese Papiere, in denen Sie mir die Spekulation vorschlugen, flau gewesen.“

„Herr Graf — das klingt wie ein Zweifel an meiner Redlichkeit — das muß mich auf's Tiefste verletzen.“

Damit wollte Dupont aufstehen. Wildner drückte ihn jedoch fest nieder und sagte in kalt höflichem Tone:

„Bitte, bleiben Sie. Ich wollte Ihnen nichts weiter sagen, als daß mich diese Operation, durch welche ich eine leichtsinnige Stunde aus meinem Leben ausmerzen wollte, noch um weitere fünfundfünfzigtausend Thaler ärmer gemacht hat, die ich jetzt schulde, — ich, dem mein wackerer Vater in der Herrschaft Gamberg einen vollkommen schuldenfreien Besitz hinterlassen hatte; ich schäme mich fast, es auszusprechen. Durch diese unverantwortlich leichtsinnige That, an die ich mit Schaudern, wie an eine Sünde gegen den heiligen Geist, zurückdenke, wird dadurch meine ganze Zukunft in Frage gestellt, sind alle Hoffnungen meines Herzens vernichtet; aber was kann das Alles helfen! Schulden sind so brutale Dinge, daß man sie mit Gefühl nicht wegbringt. Schulden müssen auch bezahlt werden.“

„Das heißt, Herr Graf, rechtlich sind Sie zur Bezahlung der einen Hälfte der Spielschulden nicht verpflichtet. — Sie haben die Summe zwar an mich verloren, und ich hätte dieselbe im entgegengesetzten Falle an Sie bezahlen müssen, und auch

in der That bezahlt. — Ich könnte darauf keinen gerichtlichen Anspruch gründen, ich habe zwar meine Zeugen, aber nicht das mindeste Dokument. — Mein Gott, was ist Ihnen, Herr Graf?"

Wildner war während Dupont's Bemerkungen von seinem Sitze aufgesprungen, und hatte rasch die Glasthüre nach dem Gewächshause zu geöffnet, als ob ihm in der Atmosphäre dieses Zimmers, dieses Mannes der Athem auszugehen drohte, als ob er reine, bessere Luft zuströmen lassen müsse, zum Ersatz der verdorbenen, die ihn hier umgab, die ihn fast erstickte. Mehrere Male wandte er sich nach Dupont — die Zornesblitze seiner Augen sprachen allein, die Lippen waren bleich und stumm; die tiefe, innere Erregung hielt sie krampfhaft zusammengepreßt. Heftig durchschritt er einige Male das Gewächshaus von der Eingangsthüre bis zum großen Bogenfenster. Man sah es ihm an, welchen Kampf er mit sich selbst führte, um ruhig seiner selbst Herr zu bleiben. Nach einer Weile schien ihm das gelungen zu sein, er kehrte in das Zimmer zu Dupont zurück, setzte sich an den Tisch, nahm sein Portefeuille heraus, aus diesem eine Visitenkarte und schrieb darauf anfangs mit Bleistift — dann warf er den Crayon weg und griff nach einem Tintenzeug mit Feder, das in der Nähe stand und schrieb weiter. Darauf gab er die Karte an Dupont.

„Verzeihen Sie, daß ich ein Versehen, welches ich begangen und auf welches Sie mich aufmerksam zu machen so freundlich waren, hiermit wieder gut mache. Ich danke Ihnen darum und bitte Sie nur, mir jetzt zu sagen, ob Ihnen diese Karte als Dokument genügt."

Dupont wollte dieselbe zurückweisen, mit dem Bemerken, daß Wildner ihn jedenfalls falsch verstanden habe; aber dieser drückte ihm das kleine Stück Papier mit einer Kraft in die Hand zurück, daß Dupont vor Schmerz sich fast auf die Lippen biß.

„Bitte, mir nur zu sagen, ob Ihnen diese Fassung als rechtliches Dokument genügt. Ich wollte es anfangs mit Bleistift schreiben; aber mit Tinte ist es jedenfalls sicherer, ich fordere eine Antwort." — Dupont nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Dann bitte ich Sie, es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich es einlöse. Aber eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken. Mit welcher Sorte von Gentlemen mögen Sie bisher verkehrt haben, daß Sie mir zu sagen wagen, ich sei eigentlich zur Bezahlung meiner Spielschulden nicht verpflichtet?"

„Ich bemerke nochmals, lieber Graf, daß Sie mich nicht verstanden haben."

„Ob ich Sie verstanden habe, die Zukunft wird es ja zeigen. Genug davon — zu unserer Geschäftsangelegenheit zurück. Als ich Ihre Unglücksbotschaft über das Fehlschlagen unserer Börsenoperation in Ihrem Briefe erhielt, war ich eine Stunde darauf auf dem Wege nach — der Name thut nichts zur Sache. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich dort einen früheren Universitätsfreund befragte, der Justitiarius eines großen Bankkonsortiums ist. Dessen Rath und demgemäß die Hülfe des Bankinstitutes wollte ich zur Regelung meiner Verhältnisse in Anspruch nehmen. Mit ihm und einem der Direktoren der Gesellschaft reiste ich nach meinem Besitzthum Gamberg, um dort zum Zwecke der Aufnahme einer Hypothek eine Abschätzung meines Gutes vornehmen zu lassen."

„Das haben Sie mir in einem Briefe vor einigen Tagen geschrieben," bemerkte Dupont.

Es war derselbe Brief, der auf seinem Schreibtische lag und den er vor dem Besuche Dannemann's mit allen Anzeichen innerster Genugthuung noch einmal überlesen hatte.

„Um nun kurz zu sein, theile ich Ihnen mit, daß das Kreditinstitut erbötig ist, mir auf die eine Hälfte meiner Herrschaft, auf die Waldungen sechzigtausend Thaler in erster Hypothek zu geben. Diese Summe würde ich natürlich gleich an Sie

auszahlen lassen, und den übrigen Theil meiner Schuld würde ich als weitere zweite Hypothek auf die übrigen Liegenschaften von Gamberg, außer den Waldungen, gerichtlich eintragen lassen."

„Als zweite Hypothek?" frug Dupont gedehnt, indem er langsam seinen Kopf nach Wildner hinwandte.

„Als zweite — sichere Hypothek," bestätigte dieser, „da keine weiteren Schulden auf dem Gute liegen."

„Warum will aber die Bank nicht das Ganze, sondern nur die halbe, allerdings die größere Hälfte der Summe übernehmen?"

„Ganz einfach darum, weil sie im Augenblicke zu weit in anderen Geschäften engagirt ist, namentlich durch den Bau der neuen Eisenbahn und den Ankauf der damit in Verbindung stehenden älteren Linien der Staatseisenbahn."

„Zu weit engagirt — bequemes Wort für den fehlenden Muth zu größerem Wagen. Ich bin ebenfalls zu weit engagirt; aber in der That einestheils durch die Kosten, welche ein neu zu gründender Hausstand immer verursacht, und wenn das auch nur Kleinigkeiten am Ende sind, so geniren sie mich doch anderntheils durch die Verluste, welche ich mit Ihnen, Herr Graf, durch die besprochene Operation an der Börse hatte. — Ich könnte Ihnen

zum Beweise von meinem Bankier zwei Briefe zeigen, worin er mich um Deckung der Differenz ersucht — die Geldklemme ist allgemein — ja, wenn es erste Hypothek wäre — damit wollte ich mir schon Luft schaffen — aber zweite — nehmen Sie es mir nicht ungnädig, Herr Graf, wir sprechen hier von Geschäften, da wäre eine unzeitige Delikatesse wenig am Orte — auf zweite Hypothek kann ich mich nicht einlassen. Doch die Sache kommt ja nicht auf den Tag an, ich muß mich jetzt wieder meinen Gästen widmen."

„So weit wenigstens wären wir, daß wir miteinander im Klaren sind," äußerte Wildner. „Diese zweite Hypothek war nur ein Vorschlag von mir — kein Anerbieten an die Billigkeit Ihrer Gesinnung, und da ich nun auch darüber vollkommen im Klaren bin, so habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

„Wie? Sie wollten mir und meiner Gesellschaft nicht die fernere Ehre erweisen —"

„Nein, aber ich wünsche Ihnen alles Vergnügen; denn nun sind Sie Ihrer Besorgniß wegen eines Dokumentes los und ledig, und von mir war es eine Thorheit, wegen Ihrer Bemerkung über Bezahlung von Spielschulden so außer mir zu gerathen, daß ich Sie im ersten Moment hätte erwürgen können. Es war Ihnen ja nur um Anerkennung

meiner Schuld zu thun, und das muß ich sagen, von dieser Anerkennung machen Sie einen höchst würdigen, edlen Gebrauch."

Die scharfe Betonung, der Zug der Verachtung, welcher sich um die Lippen des Grafen legte, konnte Dupont wohl keinen Zweifel darüber lassen, in welchem Sinne die letzten Worte gesprochen waren. Kein Wunder, wenn Letzterer die stärkste Lust verspürte, dieses tête-à-tête jetzt abzubrechen, um so mehr, als Wildner sich von ihm abgewandt hatte und seine Schritte wieder nach dem Gewächshause lenkte. Der sittliche Abstand zwischen den beiden einstigen Genossen — denn gerade auf sie und ihr gemeinschaftliches Streben nach Genuß und dem Taumel des Vergnügens war dieses Wort zutreffend — die Höhe der Gesinnung, auf welcher Wildner, und die tiefe Stufe, welche Dupont einnahm, zeichnete sich auch in der äußeren Haltung Beider ab. Dupont verabschiedete sich von seinem Gaste mit einer verlegenen, stummen Verbeugung, welche dieser aber nicht erwiedern konnte, da er ihm den Rücken zugekehrt hatte. Gedrückt von dem Gefühle seiner moralischen Blöße, schlich sich Dupont förmlich hinweg, während Wildner stolz und aufrecht den von Grün und Blüten erfüllten Raum durchschritt, als hätte er als Herr in diesem Hause zu gebieten.

Er drückte seine heiße Stirn in einen Strauch frischer Blätter und Blumen, ein tiefer, langer Seufzer entrang sich seiner Brust, und in seiner Erscheinung, seinem Gebahren sprach sich ein herber Schmerz aus, nicht darüber, daß er an seinem Vermögen diese ungeheure Einbuße erlitten hatte, daß ihm die Weigerung Dupont's noch Drohenderes verkündet — nein, denn er war ein Mann der Kraft, des Gedankens, der alle Dinge in einem tieferen, inneren Kausalzusammenhang erschaute und daraus auch die Stärke gewann, sie in diesem Zusammenhange zu durchleben; — nein, es war der Schmerz seines durch eigene Schuld verletzten sittlichen Gefühls. Diese Schuld war das alleinige Streben nach Ausnützen jedes sinnlichen Genusses, welches ihn mit diesem Manne verbündet hatte, ein Streben, welches alle Vorsicht, alle Erfahrung, alle Beobachtung bei ihm außer Thätigkeit gesetzt hatte, es war die Scham der Täuschung in einem Charakter, zu dem ihn vielleicht keine sympathische Neigung gezogen hatte, der sich aber bis vor dieser Stunde den Schein anständiger Gesinnung zu geben gewußt hatte.

Horch'! War hier nicht hinter den Blumengebüschen ein Regen, ein Bewegen wahrzunehmen — zeichnete sich nicht auf den weißen Marmorfliesen der Schatten einer menschlichen Gestalt ab? Silvius

mochte es selbst so vorgekommen sein; denn plötzlich horchte er scharf auf. Hätte er einen Blick auf den Boden gerichtet, so würde er den Schatten zweifellos bemerkt haben müssen, und vielleicht hätte er hinter der Blütenwand sich vergewissert, ob er allein, oder ob außer ihm noch Jemand in dem Raume anwesend war; aber Silvius war überhaupt gewohnt, seinen Blick nur in die Höhe zu richten. — Dieser fiel durch die Glasthüre nach der Flucht der Parterrezimmer, die vor dem Gewächshause lagen. Von dorther kamen mehrere Personen nach dem Gewächshause; in ihrem Kommen glaubte Silvius die Ursache des Geräusches zu erkennen, welches zu seinen Ohren gedrungen war. Er wollte in diesem Augenblicke, wo seine Seele so tief erschüttert war, mit Niemand zusammentreffen, und trat etwas seitwärts, um von den Herren, die wahrscheinlich auch zu den Gästen Dupont's gehörten, nicht gesehen zu werden. Blieben sie länger, so war die Möglichkeit für ihn vorhanden, hinter den Säulen herumzugehen und unbemerkt den Ausgang nach den anstoßenden Gemächern zu gewinnen. Er erkannte bei dem wüsten Lärmen, mit dem die Betreffenden hereinstürmten, die Stimme Dannemann's, de Wys' und Dalesko's. Letzterer hatte also das Haus doch nicht verlassen, wie dem Geheimerath Doktor Riedl von einem Diener gesagt

worden war. Das heißt, Dalesko war zum Hause wirklich hinaus gegangen, aber nicht aus dem Bereich der Villa gekommen. Er ging vor dem Hause auf und nieder, sich in lebhaften Gesten unaufhörlich fragend, ob er sich eigentlich blamirt habe oder nicht. Die erleuchteten Fenster, die Töne des Orchesters waren für ihn zu lockend, zu verführerisch, als daß er diese Frage zu Ungunsten seiner selbst hätte beantworten mögen.

Unten aus dem Souterrain des Hauses stieg ein einladender Duft in seine Nase, er roch wie Dannemann die Fasanen. Dieses Reizmittel gab den Ausschlag; er erkannte, daß seine Stellung eine falsche sei. Nicht um die Beleidigung handle es sich, sondern um die Frage, ob er schon soupirt habe oder nicht. Schließlich kam er bei sich zu dem Resultate, daß er überhaupt gar nicht begriffe, warum er denn eigentlich die Säle da oben verlassen habe, er müsse sich darum gerade wieder oben zeigen, er müsse Revanche nehmen. Seinen Bekannten wolle er den Fall mittheilen, und auffordern, Fräulein Marianne Riedl mit dem großen Bann und Interdikt zu belegen, sie nie mehr aufzufordern.

So war er in das Haus zurückgegangen. Auf der Treppe begegnete ihm der Professor, de Wys und noch einige andere junge Leute, die dem Du=

pont'schen Hause nahe standen, wenn sie auch nicht zu demselben gehörten. Sie nahmen den Kleinen sogleich in ihre Mitte. — Sie trugen Flaschen und Gläser.

„Kommen Sie, meine Herren," ließ sich de Wys vernehmen, „hier ist bessere Luft, als in den Zimmern da oben."

„Und hier kann man doch rauchen," fügte Dannemann bei. „Hippolyt, wollen Sie eine Cigarre? Sans gêne; haben Sie keine Sorgen, es sind keine von den meinigen, ich habe eben einen tüchtigen Griff in' Dupont's Kiste gethan. Wozu wären auch diese reichen Klötze da, als daß man sie benützt? Verzeihen Sie, de Wys, ich habe in dem Augenblicke nicht daran gedacht, daß Sie auch einmal zu dieser verleumdeten Klasse gehören werden."

Alle lachten; de Wys machte bei der Erwähnung seines künftigen Reichthums ein sehr klägliches Gesicht. Unmuthig streichelte er sich an den Schläfen das glatte Haar, und seinen Lippen entfuhr ein Ausruf des Mißmuths.

„Was hilft es mich auch, daß ich einmal Millionen haben werde, und jetzt nur wie ein Bettler leben muß? So bin ich gezwungen, um fünfzig Napoleons zu bekommen, die mit Gold und Elfenbein ausgelegten Pistolen, die mir mein Erzeuger vom Eisenbahnkongreß in Lüttich mitgebracht hat,

an diesen Dupont zu verkaufen. Borgen wollte er mir das Geld nicht, weil er die sichere Hoffnung hat, es nie wieder zu bekommen — also mußte ich in den sauren Apfel beißen und mich von diesem Geschenke väterlicher Zärtlichkeit trennen."

„Und fünfzig Napoleons soll er Ihnen dafür geben?" frug ein Offizier, der sich in der Gesellschaft mit befand.

„Ich habe so viel gefordert, gegeben hat er noch gar nichts."

„Der Geizhals hat heute Morgen die Pistolen zur Ansicht holen lassen. Vortreffliches Korn — sage ich Ihnen, habe viel damit geschossen. Er wird wohl wieder feilschen wollen — der Harpagon! Dupont ist doch im Grunde ein gemeiner Kerl, seid ihr nicht Alle mit einverstanden? Läd't der Mensch die berühmtesten Leute der ganzen Stadt ein und wagt seinen Gästen anstatt des edlen Gewächses der Champagne diesen Krätzer mousseux vorzusetzen!"

„Von dem Sie bereits bei der dritten Flasche sind," bemerkte der Offizier.

„Nun ja, man kann doch nicht Thee und Selterswasser trinken! Wenn der Teufel Hunger hat, dann nährt er sich von Fliegen."

Der Offizier machte de Wys den Vorschlag, den Pistolenkasten herabholen zu lassen. Er wollte

sich die Waffen mal ansehen, und wenn sie ihm gefielen, so würde er de Wys ersucht haben, ihm dieselben morgen zuzuschicken und dafür den geforderten Betrag in Empfang zu nehmen. Derselbe Diener, der den Kasten am Morgen aus der Wohnung des jungen Holländers abgeholt hatte, wurde herbeigerufen und erhielt den Auftrag, Herrn Dupont um Verabfolgung der Waffen zur Ansicht zu ersuchen. „Der Kerl ist wahrhaftig solchen Krames nicht werth," lallte de Wys; „höchstens, daß man ihn damit todtschießt." Bald kam der Diener mit dem Kasten, in dem sich die Pistolen befanden, zurück. Sie wurden umhergezeigt und erregten allgemeine Bewunderung. Sie waren wenigstens das Dreifache werth. Der Offizier untersuchte sie genau, erkundigte sich nach den Zügen und erklärte den Handel für abgeschlossen, nachdem er von de Wys die Versicherung erhalten hatte, daß Dupont durchaus noch keine Erklärung gegeben und auch kein Recht des Verkaufs habe. Hippolyt bemerkte, daß es ursprünglich in seiner Absicht gelegen habe, die Waffen Wildner für dessen Sammlung anzubieten, dieser sei aber gegenwärtig verreist, und er brauche morgen das Geld, um einer Putzmacherin die Wohnung zu bezahlen.

„Wildner verreist?" wiederholte fragend der Offizier.

„Ich bin mit ihm vorhin vor dem Eingange zur Villa zusammengetroffen. Wir haben uns noch begrüßt. Er muß oben in der Gesellschaft sein; denn ich bin auch mit ihm in das Haus eingetreten."

Niemand wollte den Grafen gesehen haben. „Man begegnet den Grafen Silvius nirgends mehr," äußerte der Professor. „Wahrscheinlich — eine ernsthafte Liaison! Schade, daß gerade er — die Zierde und das Haupt unseres Kreises — uns abtrünnig wird. Am Ende wird er auch dieses nicht mehr ungewöhnliche Auskunftsmittel des Heirathens ergreifen, ebenso wie Dupont, an welchem im Grunde weniger gelegen ist. Denn, meine Herren, das werden Sie mir doch zugestehen, Dupont war zwar unser Herbergsvater, er gab uns manchmal ganz leidliche Diners — aber ein langweiliger Kerl ist er doch stets gewesen. Aber meine Herren, de Wys macht ein verschmitztes Gesicht, de Wys weiß Etwas."

„Er spreche!" riefen Alle, wie aus einem Munde.

„Nun ja, durch einen Zufall bin ich darauf gekommen — ich bemühe mich um eine kleine Schauspielerin, die in der Nähe, fast gegenüber wohnt. Silvius — warum er nicht mehr mit uns zusammen ist? Allerdings, eine sehr ernsthafte Liaison.

Sie können ihn jeden Abend, den Gott der Erde gibt, Punkt sieben Uhr nach der Geliebten Häuschen schleichen sehen. Bergstraße Vierzehn, drei Stiegen hoch — denn dort," fügte de Wys mit einem Ausdruck von Bosheit bei, „dort sind die Vorhänge immer zugezogen."

„Hippolyt hat einen Witz gemacht — Hippolyt hoch — hoch — hoch!"

Der Beifall, den seine Mittheilung gefunden hatte, veranlaßte den Sprecher, mit derselben fortzufahren:

„Dort hat er sein Bijou untergebracht, und eine Tante hütet es.

„Natürlich bezahlt Silvius das Ganze, und läßt die Kleine, wenn sie ihm nicht mehr gefällt, wieder laufen. Sie soll sehr pikant sein — er und das alte Möbel sollen aber wie ein Cerberus sie hüten, ist vielleicht auch nöthig. Sollten ihn einmal in seinem Baue aufspüren und von seinem neuesten Geschmacke uns überzeugen —"

„Das würde Ihnen jedenfalls sehr schlimm bekommen, Herr de Wys!"

Es war Silvius' Stimme, die sich in ihrer vollen, sonoren Kraft über die anderen vernehmen ließ. Er war aus seiner Zurückgezogenheit hervor unter die Gesellschaft getreten.

„Ich verlange eine Antwort von Ihnen, Herr

de Wys, eine Antwort, mit welchem Rechte Sie meine Ehre, mit welchem Rechte Sie die Ehre eines Mädchens zu verunglimpfen wagen, das Sie nicht einmal kennen und das Ihnen am allerwenigsten Veranlassung gegeben hat, seinen guten Ruf also zu gefährden?"

Seine Stimme zitterte, seine Augen funkelten, und sein sonst so bleiches Gesicht war von der Röthe des Zornes gefärbt. Die Uebrigen schwiegen und schlugen verlegen die Augen nieder. Es war eine Stille vor dem Sturme, und Hippolyt war vor Schreck blaß geworden. Zu gleicher Zeit regte sich die grüne Laubwand, nicht diejenige Seite, durch welche Silvius gedeckt war, sondern die gegenüberliegende, sie kam in Bewegung, gerade als ob hinter derselben Jemand verborgen wäre und jeden Augenblick hervorstürzen wollte.

„Aber Graf Wildner — Ehre — bei einem solchen Liebesverhältniß! Alle Welt glaubt mit mir, daß das Mädchen Ihre momentane Geliebte sei, und daß sie Ihnen in einem halben Jahre ebenso gleichgültig sein wird, wie alle Ihre Vorgängerinnen, deren gewiß nicht wenige waren."

„Herr de Wys!"

„Ruhe, lieber Graf — nicht so laut — wir sind in diesem Hause als Gäste," erwähnte der Offizier.

„Ich danke Ihnen," versetzte Silvius. „Ich bin so ruhig — so ruhig, um diesem Herrn hier sagen zu können, daß bei diesem Verhältniß allerdings meine Ehre im Spiele ist. Dieses Mädchen, von welchem die Rede ist, hat einen eigenen Geist, einen hohen Sinn und einen mächtigen Herzschlag. Dieses Mädchen, das mutter- und vaterlos, lasse ich erziehen mir und meinem Herzen. Ich habe mit Cilly für meine und ihre Zukunft ernste und löbliche Absichten. Das ist meine Ehre und wer diese bezweifelt, der setzt auch die Ehre dieses mir über alles theuren Geschöpfes in Zweifel, und das haben Sie gethan, Herr de Wys, Sie haben, einfach gesagt, über das Mädchen gelogen."

„Sie beschimpfen mich!" schrie de Wys auf.

„Ich sage Ihnen meine Meinung, und wenn Ihnen diese nicht konvenirt —"

„Graf Wildner — der sich zum Beschützer einer Dirne aufwirft!"

Mit einem wilden Ausruf wollte Silvius auf de Wys zustürzen, der in ohnmächtiger Wuth diese Worte ausgestoßen hatte. Er brauchte des raschen Dazwischentretens des Offiziers jedoch nicht. Im höchsten Grade der sittlichen Empörung, im heißesten Auflodern des Zornes hatte er die Herrschaft über sich behalten und den nach seinem Gegner

bereits hoch erhobenen Arm wieder sinken lassen. War auch de Wys kein Held, so hatte er doch genug Kenntniß von den allgemein giltigen Gesetzen der männlichen Gesellschaft, um einzusehen, daß er jetzt Genugthuung von dem Grafen fordern müsse, wollte er nicht seine ganze Position zu derselben auf das Spiel setzen. Man könnte denken, daß vielleicht auch seine Eitelkeit im Spiele war, die Berechnung, welchen Vortheil er dadurch in der Gesellschaft, namentlich der Damenwelt gegenüber, gewinne, wenn er, wie es auch geschah, den Grafen forderte.

„Ich bin bereit — zu jeder Stunde, wenn Sie wollen, sogleich," war die Antwort des Grafen. „Da draußen in dem Garten, da ist es still und einsam, dort wird uns Niemand stören. Die Schüsse werden die Gäste über uns auch nicht in ihrem Vergnügen stören, und wenn sie dieselben auch hören, so kommt das auf Rechnung der allgemeinen Lustigkeit, zu Ehren des glücklichen Brautpaars."

Dieser Vorschlag, der von Wildner nicht als solcher gemeint war, der mehr ein Ausdruck der Gleichgültigkeit war, mit welcher er die Forderung hingenommen hatte, fand bei der Mehrzahl der Anwesenden Billigung. Das Démelé sollte sogleich ausgetragen werden. Silvius, als der beleidigte

Theil, hatte die Wahl der Waffen; er entschied sich für Schußwaffen, für Barrière und Avanciren.

Die Pistolen waren da, Munition im Kasten vorräthig. In den Salons der Villa Tanz und Spiel, im Park ein Duell, dort oben Lust und Lachen — hier unten Blut und Schmerzgestöhne. Das war außergewöhnlich, ein neues Reizmittel für die abgestandenen Nerven, eine Stimulation der Seele, auf die der Champagner wieder neu munden würde. Der reifere, besonnenere Theil der Gesellschaft wollte gegen den sofortigen Austrag der Sache Einspruch thun. Darunter Dannemann, der wenigstens an diesem Abend seine Cigarre in Ruhe und Behagen rauchen wollte, und auch der Offizier, der die Rücksichtsnahme auf den Herrn des Hauses und die Gesellschaft betonte. Zudem sei die Nacht einem derartigen ehrlichen Kampf weder günstig noch passend. Derselbe müsse sowohl um seiner Idee, als auch um seiner praktischen Ausführbarkeit willen im hellen Strahle des Tages vor sich gehen. Sie wurden von den jungen Heißspornen überstimmt. Das Duell sollte jetzt gleich stattfinden; hinter der Villa an dem kleinen Teich sei eine passende Stelle, dort würde man auch die Schüsse nicht so deutlich hören. Der Offizier ward zum Unparteiischen gewählt; er erhielt von de Wys und Silvius auf seine Frage den Bescheid, daß

Beide damit einverstanden wären. Vielleicht stieg in der Seele Hippolyt's noch ein anderer Gedanke auf, vielleicht hatte er den Vortheil berechnet, den er aus dem sofortigen Austrag des Handels ziehen würde. Man mußte sich im Augenblicke nothwendig seiner Pistolen bedienen, und man wird sich seiner Aeußerung erinnern, daß er dieselben vielfach im Gebrauch gehabt hatte, daß er an dieselben gewöhnt war. Die blinde, ingrimmige Wuth eines charakterschwachen Menschen hatte sich seiner vollends bemächtigt, die Fähigkeit ruhiger, klarer Ueberlegung war ihm abhanden gekommen; er war nur noch von dem blutdürstigen Instinkt beseelt, den Grafen über den Haufen zu schießen. Die Sekundanten wurden gewählt, Dalesko für de Wys, ein Freund des Offiziers für den Grafen. Alles war abgemacht — fertig. Da im letzten Moment trat noch ein Bedenken ein, welches dem blutigen Spiele, wenigstens für diesen Abend, Einhalt gebot. Es war kein Arzt vorhanden; der Unparteiische bestand auf Herbeiziehung eines solchen, vielleicht nur um die Sache für den Augenblick rückgängig zu machen. Doch Dalesko, den der Reiz der Affäre in allen Fingerspitzen kitzelte, erinnerte an den Geheimerath Doktor Riedl, der sich in der Gesellschaft befinde, und der im Momente der Noth gerufen werden könne. Dieses Auskunftsmittel wurde acceptirt.

— „Noch ein volles Glas, ehe wir an die blutige Arbeit gehen," rief der Professor. Dalesko hob das Glas mit dem Rufe:

„Aux armes — aux armes!"

Die Uebrigen, außer Silvius, der still in sich gekehrt im Bogenfenster stand und kein Glas genommen hatte, stimmten in den Toast ein, leerten die Gläser und schickten sich zum Aufbruche nach dem kleinen Teiche an. Dalesko hielt sie plötzlich an:

„Bst," rief er, „durch diese Enfilade der Zimmer — das könnte unter der Valetaille Aufsehen erregen; ich schlage einen andern Weg vor!"

Er öffnete das große Bogenfenster und sprang durch dasselbe hinaus in den Garten und in die Nacht. Die Uebrigen folgten, der Letzte war Silvius.

Etwa sechshundert Schritte vom Hause entfernt, und von diesem durch eine Baumanpflanzung getrennt, lag ein kleiner See, früher ein Entenpfuhl, den Dupont erweitern und rings mit alten, hierher verpflanzten Rüstern hatte umhegen lassen, von der Villa aus konnte man ihn daher nicht sehen; die hohen Bäume verdeckten ihn; um so lieblicher war die Ueberraschung, wenn man in das Wäldchen trat, und den kleinen Spiegel desselben als Abschluß des reizenden Landschaftsbildes hatte.

Als Ufer schlang sich um den See ein freier, grüner Rasenplatz, der sich nach der einen Seite

zu einer sanft gewölbten Anhöhe hob, auf deren Spitze ein kleiner Kiosk erbaut war; von demselben hatte man eine freie Uebersicht über das Wasser und über die dichten Laubkronen der dasselbe umschattenden Bäume.

Auf dem Rasenplatze angekommen, hielt die dunkle Schaar still, über die Wege im hellen Schein des Mondes ihre Schatten werfend. Alles schlief — die zarten Keime des Frühlings — die Vögel — und die Lüfte — der Hauch des Friedens überall — nur die Menschen brachten den Streit und Kampf in diese von den funkelnden Sternen überglänzte Frühlingsruhe. Die Sekundanten schritten das Terrain ab — luden die Waffen, überreichten sich dieselben gegenseitig und händigten sie dann an die beiden Gegner ein, die übrige Gesellschaft trat aus der Schußweite, die Sekundanten nahmen Stellung — der Unparteiische kommandirte — eins — zwei — drei — die Schüsse fielen mit lautem Knall — ein gellender Schrei — aber nicht von einem der beiden Duellanten herrührend, derselbe war von einer weiblichen Stimme ausgestoßen. Zwischen den Bäumen hervor kam eine weibliche Gestalt in athemloser Hast nach dem Rasenplatz gestürzt und sank mit einem dumpfen Laute zu den Füßen des Grafen nieder. Beide Gegner waren aufrecht stehen geblieben.

Keiner war getroffen.

Einen Blick auf die Niedergesunkene werfend, im Ahnen die Situation rasch verstehend und auffassend, erklärte der Unparteiische: Daß den Gesetzen der Ehre Genüge gethan und der Handel zwischen Herrn de Wys und dem Grafen Wildner beigelegt sei.

„Entfernen wir uns, meine Herren, wir haben hier nichts weiter zu thun, unsere Angelegenheit und Pflicht ist beendet.“

Gleichsam um die weibliche Erscheinung vor den neugierigen und unberufenen Blicken zu schützen, stellte er sich vor dieselbe hin und wartete, bis die Uebrigen allesammt den Weg nach der Villa zurück wieder eingeschlagen hatten, dann erst folgte er ihnen, den Grafen mit der immer noch wie todt zu seinen Füßen Liegenden allein lassend.

Silvius hatte Cilly erkannt; der Mond warf seinen vollen Lichtstrahl auf das Mädchen. Die Stimme des Grafen klang ernst, verweisend, ja zürnend.

„Cilly, was soll das sein? Wie kommst Du hierher?“

Plötzlich erhob sie sich, angstvoll betastete sie mit ihrer Hand Arm und Schulter des Geliebten.

„Nein — nein — es ist wirklich wahr, wie der Mann in der Uniform gesagt hat, Du bist nicht verwundet. Seine Kugel ging an Dir vorüber. Gott hat Dich beschützt, mein Flehen erhört.“

„Hätte ich ihn doch todtgeschossen! Dann käme

ich ein paar Jahre auf die Festung und aus diesem schaalen, elenden Leben heraus. Hätte ich ihn doch getroffen! — Und mit solchen Menschen habe ich mein Leben verbracht! Antwort will ich haben. Wie kommst Du hierher?"

Statt einer Antwort horchte sie plötzlich umher.

„Still, still — ein Geräusch! O ich Thörin! — Es ist ja mein eigen klopfend Herz. Ach, wie weh! — Und mein armer Kopf! — Wo bin ich denn? Mir ist, als müßte ich sinken und es kreist um mich — Blumen und Lichter und Menschen und Lachen und Lust und Elend. — O diese weißen Blumen dort in dem Gewächshause! Zwei lange Stunden habe ich mich versteckt gehalten — es ist, als ob sie Gift — betäubendes Gift aushauchten — die Blumen und die Reden der bösen Menschen — ich wollte schon hereinstürzen und diese Buben zur Rechenschaft ziehen und mich an Dich anklammern, aber meine Sinne — wie betäubt — waren mir entschwunden. — Nur zuletzt noch wirre, unverständliche Laute drangen an mein stumpfes Ohr — und das Entsetzen — Dein Blut — Dein Leben — das gab mir wieder die Besinnung — ha, dieser giftige Odem — dieser fürchterliche Geruch der weißen Blumen — nun kommt er wieder betäubend — nein, ich will nicht — Luft! — Luft!" —

„Aber, Cilly, — so komm' doch zu Dir. —

Besinne Dich doch — Du bist nicht mehr in dem Gewächshause — Du bist hier im Freien —"

„Ja — ja — ich bin hier im Freien — bei Dir — o das ist gut — das kühlt — das labt!"

„Wie, Cilly, Du warst in dem Gewächshause, Du hast Alles mit angehört? O nun begreife ich! Wie bist Du aber in das Haus gekommen?"

„Auf demselben Weg, auf dem ihr hierher an diesen Ort des Schreckens gekommen seid. — Durch das große Bogenfenster, das offen war. Ah, die frische Luft thut wohl, die erfrischt, stärkt, da kommt mir ein neuer Athem! Nun weiß ich auch wieder Alles — ganz genau, wie ich hierher gekommen. — Es war Ball, und ich wollte die schönen, vornehmen, geputzten Damen mir ansehen. Diamanten und Seide und Spitzen sind ja meine Schwärmerei — und Ada hatte gewiß die schönsten."

„Cilly, hast Du denn gar nicht überlegt, in welche Gefahr Du Dich dadurch begibst? Gewinnen denn die ungezügelten Momente Deiner Natur immer wieder die Oberhand? Hast Du denn gar nicht ein wenig Würdigung für die angenehme, behagliche und sorgenlose Existenz, die ich Dir zu schaffen bestrebt bin, gar kein Gefühl für Schicklichkeit vor der Welt — hast Du denn nicht ein wenig Rücksicht und Dankbarkeit für mich?"

„Habe ich mir's doch gedacht, daß Du mir

vorhältst, was Du Alles für mich thust. Wofür soll ich Dir denn danken? Das Leben, das ich bei der Comtesse führe, mag ganz hübsch sein — nun kann ich es Dir einmal sagen, ganz offen, daß es gar nicht mein Gusto. Ich will Bewegung — Wechsel — Glanz und Rausch haben. Aber lassen wir solch' albernes Geschwätz. Fort mit dem bitterbösen Gesichte — mein Freund — Du bist heil, das ist Alles — Cilly mag die trübe Philistermiene nicht leiden — Dämonchen will ihren Silvius freundlich und gut sehen. Brummbär Du! — Gleich sei wieder freundlich zu mir und mache eine lustige Miene!"

„Nein, dießmal soll es Dir nicht auf diese Weise gelingen, mich zu beschwichtigen; dießmal bin ich fest und unerbittlich. Ich verlange jetzt von Dir das Gelöbniß und Versprechen, daß Du fortan nie mehr meinem Willen in solcher Weise zuwiderhandeln und Deinen Ruf und meine Ehre so leichtsinniger Weise auf's Spiel setzen wirst."

„Deine Ehre oder vielmehr Deinen Egoismus wolltest Du damit sagen. Was habe ich mit Deiner Ehre zu thun? Da Dir doch die meinige, oder vielmehr mein guter Ruf bisher ganz gleichgültig war? Denn wärst Du nicht Egoist gewesen, dann hättest Du bedenken müssen, daß die Welt ein solches Verhältniß wie das unserige nicht unbesprochen und

mit ihrer Abgefeimtheit unbestraft läßt. Ich dachte, Du liebtest diese Ada wirklich, Du seiest ihretwegen zum Ball gegangen. Diesen Dorn habe ich mir aus meinem Herzen herausgezogen; aber dafür haben sie mir einen Dolch, einen vergifteten Dolch hineingestoßen. Mein Ehrenkleid und einziges Gut wollen sie mir vom Leibe reißen. Was habe ich euch, ihr schlimmen Menschen, denn gethan, daß ihr so an mir handelt? Habe ich nicht täglich zu Gott gebetet, daß er mir Kraft gebe, meine Seele von Schlacken zu reinigen, meinen Nächsten zu lieben und meinen Schuldigern zu vergeben. Waret ihr, die ihr euch im Genusse badet, waret ihr denn nicht glücklicher als ich von Kindheit an? — Ihr hattet Freude und ich keine; eure Stirne streifte eine weiche, liebende Schicksalshand und über meine ging nur der Eiseshauch der Noth. Und doch habt ihr kein Erbarmen mit mir, gönnt mir nicht den ersten sonnigen Blick des Glückes, der in Liebe, in wunderbarem Seelenlabsal auf mein armes Leben fällt, jagt mich wie ein zitterndes Reh aus seinem grünen Hag auf und durch alle Schmerzensstationen durch, bis es sinkt und ausathmet — ihr, die blutige, unbarmherzige Meute!"

Sie sprach förmlich mit den Abwesenden; vor der Clairevoyance der Leidenschaft ihres Herzens waren sie noch Alle anwesend, und nun erst schien

ihr das Bewußtsein zurückzukehren, daß sie allein sei, allein mit Silvius, schien ihr die Erinnerung an seine Worte zu kommen, welches Versprechen er ihr abfordern wollte. —

„Und wenn ich ehrlich sein will, und offen sage, daß ich Dir dieß Versprechen nicht geben kann — was dann?“

„Fordere mich nicht heraus, Cilly. Treibe es nicht zu weit!“

„Du stockst — Du denkst vielleicht, Cilly werde Dir reumüthig zu Füßen fallen und weinen, und das Versprechen, das heißt eine Lüge stammeln. Nein, das thut sie nicht! Ja, warum sollte ich auch? Du liebst mich, und das weiß ich sicher und gewiß, in wessen Herz dieser Funke gefallen ist, der kann auch nun und nimmermehr von mir lassen.“

„Und das glaubst Du so sicher und gewiß?“

„Und von Dem, der da fragt, am allerersten,“ war ihre lachende Antwort. — „Wenn ich Dir nicht recht bin, wie ich bin, was hältst Du mich denn bei der Comtesse zurück? Ich bleibe nur Dir zu Liebe. — Mir ist es ganz gleichgiltig, ob ich Braten oder trocken Brod esse — aber meinen guten Ruf — So lasse mich doch gehen, wenn Du überhaupt mich kannst gehen lassen.“

„Cilly! — Nun wohl denn; um Dich eines Besseren zu überzeugen und mir künftig meine

innere Ruhe und meinen Frieden zu wehren — von mir hast Du vollkommene Freiheit."

Es war ein jäher, erschütternder Laut, mit dem sie jetzt seinen Namen aussprach.

„Wir sind um Mitternacht, die Nacht ist kühl, ich werde Dich in einem Wagen nach Hause bringen lassen, morgen magst Du thun, was Du willst, ich werde Dich in Nichts hindern. Wo willst Du hin?"

„Fort! Heim! Diese Nacht noch werde ich bei der Comtesse bleiben. Ich werde glücklich sein, daß ich meine Freiheit habe, daß ich wieder thun und lassen kann, was mir gefällt, daß ich mir meinen guten Ruf wahren kann. Ich zürne Dir nicht etwa darum, nein, ich bin Dir dankbar. — Ich kann mich einmal keinem fremden Willen beugen. Aber weniger stolz wie Du werde ich auch nicht sein. Was ich hier an mir habe und trage, das ist Dein Geschenk und soll auch Dein Eigenthum bleiben — morgen nehme ich meine alten, schadhaften, abgenutzten Kleider aus der Wohnung im Pavillon wieder hervor und lege sie an. — Schadet nichts — sie sind immer leichter zu tragen, als diese hier, die mich drücken und brennen würden wie ein Nessusgewand. Morgen sende ich sie Dir zurück — denn nichts — gar nichts will ich von Dir behalten — denn Du," — hier brachen Thränen ihre Stimme — „Du hast mich gehen heißen — Du — Du."

„Bedenke, Du warst es, die mich herausforderte, ich hätte auch das Letzte mit Dir getheilt, was mir geblieben."

„Das ist wahr, und das glaube ich. Aber — was gesprochen, ist gesprochen und vergißt sich nicht so leicht, und vielleicht erst dann, wenn Jahre hingehen und Gras darüber gewachsen ist. Wir sehen uns vielleicht doch einmal wieder. Fort aus dem Hause, aber nicht aus dem Herzen! — Gute Nacht, Silvius."

„Cilly, Du gehst nicht allein —"

„Du bleibst, Silvius — ich will nicht, daß ein Mann in der Nacht mit mir gehe, daß Du mich begleitest. Ich find' allein meinen Weg durch die Nacht, durch die Irrsale des Lebens. Und wenn Einer mir auf dem Wege zu nahe kommt, dem fahre ich in die Augen. Gute Nacht, Silvius."

Cilly ging in die Nacht hinaus und verschwand zwischen den Bäumen.

Ihr Entschluß war so fest, so hart ausgesprochen, daß Silvius auch keine Anstalt machte, ihr zu folgen. Vielleicht hielt ihn ein Bann, eine Erstarrung der Seele, die sich seiner bemächtigt hatte. Wie Vieles war nicht an diesem Abend an ihn herangetreten, namentlich aus dem Kreise, der einen Theil seines Lebens in sich schloß! Mit welchen Menschen hatte er verkehrt, welche Erfahrungen hatte er gemacht! Welche hohe Anforderungen stellte sein

Name, seine Stellung, seine Begabung ihm und seinem Leben, und welche Nichtigkeiten hatten dasselbe bis jetzt ausgefüllt!

In diesen Gedanken ging er langsam die Anhöhe herab, den kleinen See entlang. Seine unsichtbaren Begleiter, die Gedanken, folgten ihm. In tollem Uebermuthe hatte er die Freude ausgekostet bis auf den letzten Tropfen, der Genuß hatte ihn stets gereizt und nie befriedigt. Seine Seele fühlte sich zerschmettert, und in plötzlichem Schrecken trat er weit von den Ufern des Sees zurück. Er hatte in dem klaren, mondbeschienenen Spiegel desselben sein Bild erschaut, er sah darin gleichsam sein vergangenes Leben verkörpert, und Ueberdruß, Scham, Wehmuth und Reue erfaßten ihn und durchströmten ihn wie mit feurigen Gluten. In dieser Nacht — in dieser Stunde hatte sich viel von ihm geschieden, zuletzt war auch die Liebe von ihm gegangen — in dieser Nacht — in dieser Stunde klärte sich aber auch viel in ihm. Das tolle Fest war aus — der Kelch leer, zertrümmert — der Rausch vorüber — und wie leiser, herz- und mutherhebender Trost kam in ihm die Erinnerung an jene Neujahrsnacht, an das Glas, das nicht zerschellt war — Und die Mahnungen und die sich ergänzenden Entschlüsse seines bessern Selbst waren die Osterglocken eines neuen Lebens!

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Hochzeitsfreuden.

Der weiche Sommerduft des Frühlings und Sommers hatte der hellen Klarheit und farbigen Frische des Herbstes Platz gemacht. Die Blüten, deren Knospen in den Ereignissen jener Ballnacht zum Aufbrechen reif waren, hingen bereits in reifen Früchten im gelblichen Laube. — Es ist ein halbes Jahr dahingegangen seit jenem Freudenfeste in Dupont's Hause, und auch die Ereignisse haben mit der Natur gleichen Schritt gehalten. Die Jalousieen, die gestickten Vorhänge an den Fenstern der Villa sind niedergelassen, die kleine Fontäne des Pleasuregrounds vor dem Hause gibt ihren Strahl träger als je; der Ostwind treibt unter dem wolkenlosen Himmel die gelbrothen Blätter des wilden Weines mit einem gewissen Phlegma auf den grünen Rasen — es ist still und einsam um die Villa;

nirgends zeigt sich ein Diener, nicht einmal ein lebendes Wesen wird sichtbar; man möchte außen am Gitter nach einem Anschlag suchen: „Die Herrschaft ist verreist", oder: „Diese Villa steht zum Verkaufe."

Doch nein! An der Rückseite des Gebäudes, wo die Ställe und Remisen gebaut sind, wo man den unmittelbaren Austritt in die Parkanlagen, namentlich nach dem kleinen Teich und Kiosk zu hat, dort öffnet sich eine Thüre — ein Rollwagen wird hinaus in das Freie geschoben.

Ein weibliches Wesen, in Shawls und Decken eingehüllt, sitzt oder vielmehr liegt in demselben. Das Gesicht ist durch einen dichten, selbst für die schärfsten Augen undurchdringlichen, Schleier umhüllt. Der den Rollwagen fährt, trägt ein bekanntes Gesicht, wir sind demselben in dem Hause der Präsidentin begegnet; es ist der alte treffliche Weisert, der Diener der Frau Turneyssen. — Jedenfalls fährt er seine Herrin hinaus in den warmen, hellen, sonnigen Herbstmittag. Die Fahrt geht durch die uns bekannten Wege nach dem kleinen See, dem Kiosk, und es wird dem alten Manne schwer, den Wagen, die, wenn immerhin nicht sehr steile, Anhöhe hinaufzufahren. Von Zeit zu Zeit hält er still, und damit es nicht scheine, als ob er aus Müdigkeit Halt machen müsse, spricht er nach der Insitzenden,

daß er absichtlich hier anhalte, damit sie sich an der hübschen Natur erfreuen könne. So geschah es mehrere Male, bis er mit dem Wagen oben in dem Kiosk angekommen war. Er schloß die Jalousieen desselben von drei Seiten und ließ nur die eine, nach dem Wasser zu gelegene offen. Weisert hatte mit der „hübschen Natur“ wirklich Recht. Die stille Fläche des Wassers kräuselte jetzt ein leiser Windhauch und der tiefblaue Himmel spiegelte sich in derselben; die Sonne gab ihre hellsten Lichter und die hohen Baumwände in mannigfaltiger Färbung ihre tiefsten Schatten. Die blassen Herbstzeitlosen schmückten den grünen Rasenrand um den See, von Zeit zu Zeit schnellte in sonniger Wohligkeit ein Fisch aus dem Wasser auf, eine einsame Grille zirpte im Grase und von dem Bahnhofe herüber tönte der schrille Pfiff, das Signal eines neu ankommenden Zuges. Dann läuteten die Glocken das Mittaggebet.

„Hören Sie die Glocken? Heiliger haben sie mir noch niemals in's Herz geläutet als jetzt, wo ich in Ihnen und Ihrem Wiederauferstehen vom Tode ein Wunder Gottes schaue, als wären sie alle neu gegossen, und der liebe Gott in höchsteigener Person säße im Glockenhause und bewegte die Stränge. War das durch sechs Monate ein Leiden und ein Todesringen! Vielleicht härter mit anzusehen, als

Sie es selbst empfunden haben. Ach, Du lieber Gott! Jeden Abend dachte ich mir: — Na, morgen wirst Du gewiß die Todesanzeige in die Zeitung tragen; aber so ist's doch besser, wenn wir auch nur im Rollstuhl sitzen."

Die Sitzende machte mit der Hand eine Bewegung, die einen Zweifel an dem eben Behaupteten ausdrücken sollte.

„Wenn Sie mir gestorben wären — ach, Du blutiger Heiland! Wahrhaftig in Gott, ich habe sechsundzwanzig Jahre bisher in Liebe und Frieden mit meiner Frau gelebt, wenn mir aber das passirt wäre, daß ich mit dem langen Hutflor hinter Ihrer Leiche hätte drein gehen müssen, an dem Tage hätte sie die ersten Prügel bekommen, aus lauter Verzweiflung an der Güte Gottes. Aber nun sind Sie ja wieder schön heraus — nun scheint die Herbstsonne auf Sie, und die haben Sie schon als Kind so gerne gehabt. Wollen Sie den Schleier nicht zurückschlagen? — Thun Sie das! Es wird Ihnen sonst heiß darunter."

Die Kranke wollte der Mahnung des treuen Dieners nachkommen und den dichten blauen Schleier lüften — allein der Arm versagte den Dienst, kaum erhoben, sank er auch wieder kraftlos nieder.

„Lassen Sie das, Sie sind noch zu angegriffen — aber mit jedem Tage wird das besser werden.

Sie dürfen von heute ab jeden Tag auch ein halbes Glas alten Ungarwein trinken — hat der Geheimerath gesagt — nur Ungarwein gibt wieder Stärke und Kraft — und vom Rinderfilet soll Ihnen das Beste ausgesucht und zubereitet werden. Im Winter können Sie schon wieder tanzen — aber den blauen Schleier, den will ich Ihnen abnehmen, Frau Dupont."

War das Gesicht, welches jetzt unter dem Schleier zum Vorschein kam, wirklich das der schönen, reizenden, feurigen Ada Turneyssen? „Frau Dupont", hatte Weisert gesagt, also mußte es wohl so sein, und auch nach Allem, was aus Weisert's Munde vorher vernehmbar geworden war. War es denn aber denkbar, daß sechs Monate, die kurze Spanne Zeit von Frühling zu Herbst, in einem von dem Gottesstrahle der Schönheit erleuchteten Antlitze solche Verwandlung zu Stande bringen, solche Verwüstung anrichten konnten? War ein Giftthau vom Himmel gefallen, war ihr ein Gesicht erschienen, so entsetzlich, so grauenhaft, daß die Farbe ihrer Züge, jener wunderbare Fleischton, den weder ein Maler auf der Palette, noch ein anderes weibliches Wesen in Natur aufzuweisen hatte, der gleichsam Ada's Spezialität und stets von siegreicher Wirkung war, daß dieses Gemisch von Rosenduft und Perlenschmelz einem erdfahlen Grau gewichen, daß die

frische, blendende, poröse Haut eingeschrumpft war und in ihrer organischen Thätigkeit vollkommen gelähmt, erstorben schien, daß alle Frische, aller Glanz, alles Leben, alles Feuer aus diesem sonst so sieghaften Antlitze gewichen, daß in demselben und in der zusammengehauchten Gestalt eine Frau dasaß, die in diesen sechs Monaten wenigstens um dreißig Jahre gealtert war? Was war geschehen?

Gehen wir bis zum Hochzeitstage zurück.

Herr Dupont, weiß man, hatte große Eile. —

Die Feier desselben war kurz nach jener vorbereitenden Festlichkeit begangen worden.

Ada hatte für eine Trauung im Hause gestimmt, aber dagegen erklärten sich die Präsidentin und der Bräutigam, der seinen Glücks- und Freudentag mit einer gewissen Ostentation begehen wollte. Die Turneyssen hatten in der Hauptkirche von Alters her eine Kapelle gestiftet. Die Präsidentin war in derselben getraut worden, ihre Mutter und Großmutter und Urgroßmutter, also mußte sich auch Ada fügen.

Die Kapelle war verschwenderisch mit Blumen geschmückt und von einem zahlreichen Damenpublikum erfüllt, von Frauen, die es waren, und solchen, die es werden wollten. Mit einem nicht zu verkennenden Selbstbewußtsein führte Dupont die Braut am Arme in die hohe, gothische Kirchenhalle. „Wie ein

Junger!" hatte er im Vorübergehen von mehreren Damen flüstern hören und in Wahrheit, Anton hatte an seinem Haupte ein Meisterstück gemacht. Der bewußte Strich, um gewisse Defekte zu verdecken, war meisterhaft gelungen.

Die Präsidentin wurde von dem Obergerichtsrath geführt. Die Zahl der Brautführer und Brautjungfern, sowie der übrigen zur Hochzeit Geladenen, war sehr beträchtlich; es war eine recht volle, große Hochzeit, wie sie die Geschlechter früher feierten. Die Roben rauschten und die Brillanten funkelten, und alle Köpfe neigten sich im Momente des „Ja" nach vorne, nicht allein zu hören, sondern auch zu sehen, wer von Beiden den Handschuh bei'm Ringwechseln zuletzt von der Hand brächte, also zuerst sterben müsse — O weh, Dupont hatte ihn zuerst abgezogen, Ada hatte Mühe, den pariser Handschuh von der Hand zu bringen. Ihre Toilette, darin stimmten alle weiblichen Urtheile überein, war unübertrefflich, ganz dem Reichthum der Mutter und dem glänzenden Vermögen des Bräutigams angemessen. Das weiße Atlaßkleid war aus Paris, das Spitzenkleid darüber und der Schleier aus Brüssel, die Diamanten, die ihr der Bräutigam geschenkt hatte, aus London, aus einem der ersten Juwelierläden von Regentstreet, der Orangenkranz, die Bouquets an der Brust, in der Hand und auf dem Kleide aus Nizza.

Nach der Trauung war im Hause der Mutter ein Dejeuner dinatoire; Nachmittags fünf Uhr sollte die Abreise des neuen Ehepaars vor sich gehen, das nächste Reiseziel war Paris, von da sollte Ada London kennen lernen.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß Ada ihre Mutter auf längere Zeit verließ und Beide bangten innerlich diesem Momente entgegen.

Der Wagen war vor dem Hause vorgefahren, und in demselben Momente, wo Ada von ihrer Mutter hatte Abschied nehmen wollen und Dupont ungeduldig am Fuße der Treppe stand, um seine Beute, wie sich Weisert ausgedrückt hatte, in Empfang zu nehmen, war sie plötzlich mit einem lauten Schmerzensschrei zusammengebrochen.

Im Anfange war man der Meinung, daß die heftige Gemüthsbewegung sich auf diese Weise kundgethan habe.

Der Geheimerath Doktor Riedl, der unter den Gästen und glücklicherweise noch anwesend war, theilte diese Ansicht nicht, sondern trug Sorge, daß Ada anstatt nach dem Wagen nach ihrem Zimmer gebracht wurde.

Ihm lag auch die unangenehme Pflicht ob, dem Bräutigam die Mittheilung zu machen, daß vorerst an eine Hochzeitsreise nicht zu denken sei. Später erst erzählte er, wie sehr er bei dieser Gelegenheit

von dem wilden Zornesausbruche des liebenden Bräutigams frappirt gewesen sei. Nicht die Sorge um die Geliebte war es, die den ersten Nothschrei des Herzens that, sondern die wüthende Entrüstung über die fehlgeschlagene Hoffnung des gewissen Besitzes hatte sich zuerst Luft gemacht. Das plötzliche Losbrechen derselben kam dem scharf beobachtenden Menschenkenner wie ein höchst beachtenswerther Naturlaut vor, welcher die künstlichen Pallisaden der Sanftmuth, der Freundlichkeit, der rücksichtsvollen Zartheit und männlichen Selbstbeherrschung mit einem Male wie ein reißender Stromschwall durchbrach.

Der Arzt konnte diesem Ausbruche nichts als ein stummes Achselzucken entgegensetzen.

Der rasche Ausbruch und Fortgang der Krankheit spottete aller Diagnose, aller Berechnung der Aerzte. Die ganze medizinische Fakultät war an Ada's Lager versammelt; alle Berathungen erwiesen sich als fruchtlos; denn die Mittel, welche gegen die Krankheit in Anwendung gebracht worden waren, verkehrten sich gerade in das Gegentheil der erhofften Wirkung.

Ein unaufhörliches Fieber raste in dem zarten Körper. Die Arterien waren wie mit glühendem Feuer geschwellt. Ein höchst merkwürdiges, die Aerzte frappirendes Moment war der plötzliche

Verfall der Gesichtsfarbe Ada's gewesen. Fast gleichzeitig mit dem Schrei, mit welchem Ada zu den Füßen ihrer Mutter niedergesunken war, war der Glanz ihres Teints förmlich erloschen, gleichsam als hätte der Name Dupont allen Zauber der Jugend von ihr nehmen und dem vor Sehnsucht und Erwartung Zitternden anstatt eines jugendlichen, blutfrischen Geschöpfes, eine Mumie, ein Skelet in die Arme liefern wollen, vor dem er sich entsetzte. Dieses Moment festhaltend, hatte eines Tags der Geheimerath, als das Delirium von Ada gewichen und dieselbe klaren Geistes war, zu dem Konsilium der Aerzte gesagt:

„Ich kann mir nicht anders helfen, aber ich muß jetzt ein Agens in diesem Körper voraussetzen — ein unbekanntes Etwas, worüber uns allerdings nur allein die Kranke selbst Aufschluß geben, Bekenntnisse machen könnte."

Ada hatte das Alles gehört; aber ihre Lippen blieben verschlossen. Der Geheimerath war absichtlich in der Hoffnung und Erwartung einer Erklärung bei ihr im Zimmer zurückgeblieben, nachdem die übrigen Aerzte dasselbe verlassen hatten, aber ohne Erfolg. Ada schwieg. So dauerte der Kampf der Krankheit mit den Organismen dieses Körpers fast an vier Wochen. Jeden Tag fürchteten die Aerzte, daß die Kraft des Körpers durch das mör-

derische Fieber würde aufgerieben werden, da die Menschen im Grunde nicht an den Krankheiten selbst sterben, sondern an der Schwäche der Widerstandskraft gegen dieselbe, und diese erlag in diesem zarten Frauenkörper nicht. Wenn sie auch Abends erlahmt schien, und die Aerzte für die Nacht das gewisse Eintreten des Todes vorhersagten, mußten sie, wenn sie Morgens wiederkehrten, die Wahrnehmung machen, daß der Körper neue Spannkraft gewonnen hatte, und daß derselbe von Stahl und Metall anstatt aus Fleisch und Blut gebaut sein müsse.

So dauerte der Kampf zwischen Leben und Tod an vier Wochen, und kein anderes Ende wäre bei der allmäligen Aufreibung aller Lebenskräfte, die am Ende doch eintreten mußte, abzusehen gewesen, wenn nicht ein unvorhergesehener Fall dem Tode vorgegriffen hätte.

Auf Befehl des Geheimeraths waren in dem Krankenzimmer alle Spiegel verhängt worden. Ada sollte nicht inne werden, wie die Krankheit sie entstellt hatte. In dem regen Instinkte jedoch, der allen Kranken eigen ist, und während eines lichten Augenblicks hatte sie das Bett verlassen, die Hüllen der Spiegel entfernt und war mit einem Schrei des Entsetzens niedergesunken. Von diesem Augenblicke an war sie gelähmt. Ada hatte in diesem Zustande der Lähmung der Bewegungsnerven, des völlig Ab-

gestorbenseins aller Gliedmaßen an drei Monate verlebt. — Die Welt war ein Grab für sie, in dem sie lag mit offenen Augen und mit lebendigem Geiste, und in welcher sie nur die Hoffnung auf einen Erlösungs-, aber auf keinen Auferstehungstag schaute.

Die Präsidentin hatte sie in zwei, gegen diese Leiden besonders wirksame, Bäder begleitet. Das eine erwies sich machtlos, das andere, zweite, hatte den trostlosen Zustand womöglich verschlimmert, und hoffnungsloser sogar, als sie dahin abgereist war, wurde die Unglückliche von ihrer Mutter und Weissert davon nach Hause zurückgebracht.

Dupont überließ die Sorge für seine Gattin ganz und gar seiner Schwiegermutter. Auch bei ihm schien jede Hoffnung auf eine Wiedergenesung vollkommen gewichen zu sein. Die Aerzte hatten, da er dieselben um eine offene Erklärung ersucht hatte, mit den Achseln gezuckt, und was das zu bedeuten hatte, dazu bedurfte er keines Kommentars. Die heiße Temperatur seines Herzens oder vielmehr seines Sinnenantheils war von da an merklich abgekühlt und sank von Tag zu Tag um einen Grad — er war gegen Ada gerade nicht unfreundlich geworden, aber sichtbar kühler, gleichgiltiger.

Die Franzosen haben ein Sprüchwort, das heißt: „Es ist besser vom Arzte verurtheilt zu sein, als vom Großprofoßen.“

War es doch eine Nachwirkung der Heilquellen oder die wirkende Kraft eines im Innern des Körpers noch thatkräftigen und vielleicht von einem festen Willen unterstützten Organismus — genug, es traten bei Ada plötzlich Erscheinungen zu Tage, die den Aerzten noch das Auskunftsmittel ließen, daß sie mit ihrem Achselzucken nicht die Unmöglichkeit einer Genesung, sondern ebenso das Gegentheil, die feste Hoffnung auf eine solche ausdrücken wollten. Es wurden mit der Gelähmten elektro-magnetische Versuche angestellt, um dem Reaktionsprozeß der geheimen Centralkraft des Körpers zu Hülfe zu kommen, und diese lieferten langsam, aber in ganz deutlichen Fortschritten, die unverkennbarsten, erfreulichsten Resultate, so daß Ada nach einiger Zeit bereits die Hände und Füße bewegen, den Kopf niederbeugen und heben konnte, Funktionen verrichten, die allesammt wenigstens drei Monate lang gänzlich aufgehört hatten. Allmälig im weiteren Fortschreiten der Besserung gab sich die zunehmende Lebenskraft weiter zu erkennen, indem es ihr gelang, den Arm zu heben und sich von selbst im Stuhle zu bewegen, und heute, in der warmen Herbstmittagssonne, hatte ihr der Geheimerath die erste Spazierfahrt in dem Garten gestattet, und Weisert hatte es sich nicht nehmen lassen, mit eigener Hand den Wagen zu leiten. Er war um Ada be-

sorgt, als führe er sein eigenes, von Leiden heimgesuchtes Kind, und Ada dankte es ihm mit jenem Lächeln des Herzens, das keine Krankheit aus den Zügen eines Menschenantlitzes vertilgen kann. O dieses Lächeln brachte wieder einen Schimmer der Erinnerung an ihre Jugend und Schönheit in ihre verfallenen Züge zurück, und das goldene, volle Licht der Sonne ließ diesen Schimmer wie eine leichte Hoffnung aufdämmern, daß die Wunderblume der Jugend und Schönheit einst wieder frischer aus den Trümmern aufblühen würde! Fast war anzunehmen, als ob diese Hoffnung in Ada's Herz hinein schiene — in ihrem Innern war es, als ob neue Quellen des Lebens und der Kraft aufbrächen, ihre Brust weitete und hob sich — ein frischer Pulsschlag ging wieder durch sie hin und ihr Auge fing wieder an zu glänzen und nach Oben zu schauen.

„Aber die Sonnenstrahlen meinen es zu gut, Frau Dupont, ich will wieder den blauen Schleier überdecken,“ mahnte Weisert in zärtlichster Sorge um seine Pflegbefohlene.

„Laß, Weisert, — die Sonnenstrahlen suchten meine gewohnten Züge und konnten sie lange — lange nicht finden, und jetzt, da sie sich von dem Schreck erholt haben und sich zurecht gefunden, nun sind sie mir recht lieb — und machen mir nicht

zu heiß, wie Du fürchtest, sondern recht wohlig, warm. Ach, Weisert, ich fühle wieder einen lebendigen Hauch des Lebens!"

Der alte Diener kauerte an der Seite des Wagens nieder und zog einen Fächerschirm aus dem Dachleder des Wagens hervor, mit dem er jeder Fliege begegnete, die sich in den Bereich des Wagens verirren wollte. Dann fuhr er rasch auf und lief den Rasenplatz hinab, in dessen Mitte ein Blumenkorb angebracht war, und bückte sich, um etwas abzupflücken und brachte er Ada einen Strauß von Veilchen zurück.

„Sonst liebte ich nur Rosen und nun hab' ich Veilchen so lieb. Der abgedämpfte Farbenton, der feine Duft — ja — ja — unser Gemüthszustand wählt sich auch seine entsprechenden Farben. — Heute morgen lag auch ein solch' kleiner Veilchenstrauß auf meinem Bette. Wie ich mich über die zarte Aufmerksamkeit freute! Wie dankbar ich meinem Manne war!"

„Das Sträußchen ist aber nicht von Herrn Dupont, sondern von Geheimeraths Marianne, die es am frühen Morgen gebracht hatte, mit dem Auftrag an die Jungfer, es auf Ihr Bett zu legen. Herr Dupont — o das glaube ich wohl — der würde wohl auch nicht verfehlt haben, Ihnen eine solche Aufmerksamkeit zu erweisen."

„Das glaube ich auch, Weisert.“

„Das heißt, wenn es ihm gerade einfiele; denn um das Geld ist es ihm nicht zu thun. — Aber er ist gar nicht anwesend, er ist seit heute Morgen verreist — schon mit dem Schnellzuge, der um fünf Uhr geht. Ich wollte es Ihnen sagen und Sie herzlich von ihm grüßen, und jetzt fällt das meinem alten Gedächtnisse erst ein. Ich hatte mir doch einen Knoten in das Taschentuch gemacht, aber dabei vergessen, daß ich seit vierzehn Tagen den Stockschnupfen habe und gar kein Taschentuch brauche.“

„So. Herr Dupont — mein Mann“ — verbesserte sie schnell, „ist also verreist, ohne mir ein Wort des Abschiedes zu sagen? Und wohin, Weisert, geht seine Reise?“

„Das weiß ich nicht. Das sagt der Herr niemals — auch nur erst einige Stunden vorher. Jedenfalls wollte er Sie nicht aus Ihrem guten Morgenschlafe stören.“

„Alter, dann konnte er gestern Abend noch zu mir herein kommen und mir ein freundliches Wort zum Abschied sagen, wenn es ihm darum zu thun war, aber —“

„Was, gnädige Frau?“

„Nichts — nichts, Weisert.“

„Jedenfalls hat er gestern Abend noch nicht gewußt, daß er vom Hause weg muß.“

„Ich verstehe Dich, Weisert, und was ich weiß, ist mein Theil. Dupont hatte sich eine Frau genommen, die ihm eine Lust sein sollte, und nun all' das Elend über mich gekommen, nun ich nicht mehr reizend und glänzend, nun bin ich ihm eine Last. O, Weisert, wie ich Alles beobachtet habe, was ich empfunden, was ich gelitten, als mein Körper, in eisernen Banden liegend, der Geist frei umherstreifte! Es gibt nicht Worte, nicht Namen dafür. Des Tags, wo Du, wo meine liebe Mutter um mich war, da ging es, da war die Liebe um mich und wehrte alle düstern Mächte von mir, aber des Nachts, wenn ich allein war und alle Stunden schlagen hörte, da kamen sie wie auf einem wilden Heereszuge, die Unholde — die Angst, die Reue, die Verzweiflung, die Hoffnungslosigkeit, und nagten an meinem Innern und preßten mir die Kehle zusammen, daß ich nicht einmal um Hülfe schreien konnte. O, Alter, lieber sterben, als diese furchtbaren Nächte noch einmal durchmachen! Nur das Handauflegen der Liebe hilft dagegen — Weisert, ich erkenne, warum Gott seine Hand so schwer auf mich gelegt hat! Meine Sünden, meine Sünde wider den heiligen Geist!"

Die Thränen rannen über die bleichen, abgezehrten Wangen; die Lippen preßten sich in krampfhaften Schmerzen zusammen, und wie im stummen

Flehen rang Ada die gefalteten Hände zum Himmel empor. Weisert war in Verzweiflung, er hatte sich vorgenommen, Alles zu vermeiden, was irgend ihr Gemüth irritiren könnte, und nun mußten doch selbst „die dummen Veilchen", die „unschuldigsten Dinger", wie er sich eingebildet hatte, dieß zu Stande bringen.

Der gute, biedere Mensch maß sich in Allem, an dem er schuldlos war, wie die Lilie auf dem Felde, nur sich allein die Schuld zu. Warum hatte er auch Ada hierher gefahren? Da unten das Grillenzirpen und der einsame Teich, in dem zu seiner Verzweiflung auch noch ein paar Frösche um die Wette quackten — es ist wahr — der Ort ist melancholisch und muß solche Gedanken aufrufen. Eine recht verzweifelte Heiterkeit war es, als er plötzlich laut auflachte, nur um sein Pflegekind, wie er Ada betrachtete, auf andere Gedanken zu bringen. Er wies auf ein Heer Störche, die klappernd in den Lüften vorüberzogen, den Teich umkreisten und sich auf dem Rasen niederließen, und dann vorsichtig in's Wasser gingen, um sich zur Reise noch einen Fisch zu erschnappen.

„Sehen Sie, nun lauern sie — der Große dort, der ist der Oberspitzbube. — Aber profit Mahlzeit! Die Fische sind auch nicht so dumm, wie sie aussehen, die merken wohl, was los ist,

nun lassen sie das Schnalzen auch hübsch bleiben. Huppla, da fällt doch einer rein — und der Lange hat ihn auch schon, den längsten und fettsten Karpfen im ganzen Teich. Man hat Herrn Dupont nachgerechnet, daß ihm jeder Fisch in dem Entenpfuhl, das heißt in dem See, an drei Thaler zu stehen kommt — ein theures Gericht, um das ihn auch noch die langbeinige Sorte da unten bringt. Wie fest er den armen Schächer im Schnabel hält und wie der arme Schelm auch noch zappelt! Ich hätte gute Lust, den Fächerschirm nach ihm zu schmeißen und ihm die Beute wieder abzujagen, aber horch' — darüber lachen sie Einen mit ihren Klappern aus und fliegen auf und davon und klappern auf uns herab, als wollten sie sagen: ‚Wenn Sie etwas in Afrika an eine dunkle Cousine zu bestellen haben — wir ziehen dahin und wollen sie schön grüßen.' Euch Jemanden zum Gruß in's Haus zu schicken, das ist gefährlich, ihr kommt nicht allein, ihr langbeinigen Vagabunden. Aber nun, Frau Dupont, wollen wir auch nach Hause zurückfahren, die Frau Präsidentin werden schon lange warten. Morgen thut uns die liebe Sonne wohl wieder die Liebe, warm und wohlig zu scheinen wie heute."

Nun fuhr er Ada die Wege nach der Villa zurück, von welcher ihnen die Präsidentin bereits entgegenkam.

Ein wahres Labsal in ihren Leiden war Ada die Gesellschaft Mariannens. Gekannt hatten sich Beide bereits früher und auch gegenseitig mannigfach gesellig verkehrt; die Familie Riedl kam zu den Soiréen und Mittagen der Präsidentin, und Ada besuchte wiederum mit Vorliebe die Riedl'schen Abende mit Thee und Musik; näher getreten waren sich beide Frauen eigentlich erst in der Krankheit Ada's. Marianne kam oft mit ihrem Vater, um dann halbe Tage lang am Bette der Kranken zu bleiben, um Alles vorzunehmen, was dieser lieb und angenehm sein konnte.

Man nannte sie in der Stadt „Fräulein Doktor", denn vielfach sah man sie zu Fuß und zu Wagen, in der Stadt wie über Land ihren Vater begleiten. Mit ein paar tüchtigen Wasserstiefeletten, einem Regenmantel, einem runden Filzhute und einem handfesten Regenschirme trotzte sie Wind und Wetter, trat häufig mit ihm an die Krankenbetten, wo dieß, ohne die Diskretion zu verletzen, geschehen konnte. Sie hatte sich auf diese Weise viele Erfahrungen gesammelt und faßte mitunter wohl auch tüchtig mit an, wenn es galt, werkthätig zu wirken.

Auch bei Ada that sie viele Handreichungen, zu denen die Zofe zu ungeschickt und Weisert als Mann unmöglich war. Eine Krankenwärterin hatte die Kranke nicht um sich dulden wollen, und so

verrichtete Marianne als freiwillige barmherzige Schwester fast ausschließlich dieses Amt. Es verging kein Tag, an dem sie nicht wenigstens mehrere Stunden der neugewonnenen Freundin widmete, und wenn Ada ihr gegenüber Besorgnisse äußerte, daß ihre Opferwilligkeit zu weit gehe, daß man sie zu Hause vermissen würde, dann wies sie dieselbe mit der Bemerkung zurück:

„Was geht Dich denn das an? Sei doch still, ich bin keine so ausgezeichnete Kreatur, daß man mich irgendwo vermißte. Ich bereite mich ja nur auf meinen künftigen Beruf. Denn wenn Hubert mich nicht heirathet — in's Wasser springen werde ich darum nicht — da kennst Du mich schlecht — nein, man hat jetzt eine neue Art, sich vom Liebesschmerz zu kuriren, man studirt auf die doppelte Buchhaltung oder auf die Aerztin für Kranke und Kinder und zeigt den Männern dadurch seine Verachtung, daß man ihnen die Patienten abspenstig macht."

Wenige Tage nach dieser ersten Spazierfahrt Ada's kam Marianne eines Morgens in deren Zimmer gestürzt, sie flog immer wie ein Gummiball herein; in der einen Hand hielt sie einen Brief, in der andern ein größeres, steifes Papier.

„Ada — er ist glücklich hinüber!" rief sie jubelnd und lachend.

Befremdet sah Ada sie an, nicht wissend, was diese Worte bedeuten sollten, und vorwurfsvoll klang ihre Rede, als sie ihr antwortete:

„Marianne, was soll das? Du könntest wirklich Freude darüber empfinden, wenn Jemand von dieser Welt abgeschieden ist? Und allerdings, man sollte sich wirklich darüber freuen, von aller Erdenqual erlöst zu sein.“

Marianne legte die Hand mit dem Brief auf Ada's Lippen, um sie zu verhindern, in dieser traurigen Weise fortzufahren; ein traulich bittender Blick begleitete diese Handbewegung. Dann aber lachte „Fräulein Doktor“ noch heller auf und schwang auf's Neue den Brief und das Papier jubelnd in der Luft.

„Ja, er ist hinüber — nämlich über die Alpen — und bereits in Firenze la bella eingezogen, Hubert! Erriethst Du denn das nicht? Hier ist sein erster Brief — voll italienischen Himmels, Orangenduft und künstlerischen Seelenrausches. Er weiß gar nicht, wie ihm geschieht, er taumelt förmlich in Entzücken, nur — schreibt er — ‚wenn er an mich denke, erinnere er sich, daß er noch auf der Erde ist.‘ Höre, das ist eigentlich eine Grobheit. Nicht wahr, Ada, das ist eine Impertinenz? Als ob ich gar nichts Himmlisches hätte! Und warte Du! Du sollst es in meinem nächsten Briefe kriegen! Aber die Italienerinnen gefallen ihm gar

nicht, und darum mag ihm auch die Grobheit verziehen sein. Und dann hat er mir noch geschrieben, daß er nicht eher wieder kommen würde, als bis er ein wahrer Künstler geworden sei. Denn was das sagen wolle, das sehe er erst jetzt ein und daß er bis jetzt nur ein Stümper gewesen sei — ja, Stümper, so steht es hier, Ada. Kann ein Stümper aber solche herrliche Sachen machen?"

Marianne nahm von dem Papier die Hülle und reichte Ada eine Aquarelle.

„Das schickt er für Dich, Ada, mit dem allerherzlichsten Wunsche, daß Du recht bald genesen möchtest und er in Florenz, in Rom Deinen Cicerone machen und mit Dir von mir plaudern könnte. — Das steht wirklich hier in dem Briefe. Er ist doch ein herrlicher Mensch. Nicht wahr, Ada? Und ist das kleine Wasserfarbenbild nicht reizend?"

Ada betrachtete es mit wohlgefälligen, dankbaren Blicken und nickte zu der Frage des im Gefühle seiner Liebe so lebensvoll und unmittelbar sich ausgebenden Mädchens bejahend. Es war ein landschaftliches Motiv aus Oberitalien, welches Hubert mit keckem, leichtem Pinsel wirkungsvoll in Wasserfarben wiedergegeben hatte — hohe Pinien mit dunklem Lorbeergesträuch, eine enge Felsengasse und durch dieselbe ein Ausblick auf das lichtblaue Meer und violett-duftige Gebirgskonturen. Darunter standen

mit Bleifeder geschrieben und absichtlich auf den jetzigen Zustand Ada's hindeutend, die Worte:

„Brief und Gruß und Wunsch in Farben.“

Ada sprach nicht, aber ihr Schweigen deutete ihre tief gerührte Stimmung an, und ihre Blicke begegneten dem dunklen Grün der Pinien und des Lorbeers und dem Blau des ewig lebendigen Meeres wie einem Flüstern der Hoffnung, das den Weg zu ihrem Herzen fand, wie einem Ausblick in eine schönere, freudigere Zukunft. Mariannens Freude an der ersten Probe italienischen Eindrucks des Geliebten war nicht minder groß, als die Ada's tiefgehend war. Denn sie wurde nicht müde, ihre Freundin auf die mannigfachen Vorzüge derselben aufmerksam zu machen, und das Auge der Liebe fand immer neue und größere, und ihr Refrain bei jeder neuen Entdeckung war:

„Und das soll ein Stümper sein? Aber warte, — sechzehn Seiten wird der Brief lang, den ich ihm schreibe, wenn er auch doppeltes Postporto kostet — Ich will ihm vor die undankbare Seele führen, ob er sich denn nicht schäme der schauderhaften Undankbarkeit, die er begehe, indem er das längstersehnte Ziel erreicht habe und seine Sohlen auf italienischem Boden abrisse, jetzt doch noch melancholisch zu sein? Nämlich das hat er auch geschrieben, daß ihn die Seelenangst, den großen

Meistern auch nicht entfernt es gleichthun zu können, oft bis zum Weinen quäle und niederdrücke und ihm jeden Genuß vergälle. Ach, mein Gott, wenn er sich nur kein Leid anthut! — Und sieh' nur, wie nett es von ihm ist, daß er nur Landschaften und keine schönen Italienerinnen malt. Nein, ich will ihm keine Vorwürfe machen, aber den Grafen Wildner will ich ankriegen, daß er ihm in's Herz redet; denn Graf Silvius, der ist sein Ideal, der Baumstamm, an dem sich der Epheu seiner Künstlerseele emporrankte. Der hat auch ein Recht, ihm den Kopf zu waschen; denn er —"

„Warum hältst Du denn plötzlich inne, Mariannchen? Du wolltest doch etwas sagen, was Dich im Augenblick wieder zu gereuen schien."

„O eigentlich nicht — Ada — wahrhaftig nicht — ich wollte nur — nein, Ada, ich muß und will es Dir — Dir sage ich — nicht verheimlichen — ich will es Dir anvertrauen, obwohl mir Hubert strengstens verboten hat, Jemanden etwas davon zu sagen, aus Gründen, die von selbst geboten sind. Hat es Dich denn nicht gewundert, daß Hubert so schnell seine italienische Reise machen konnte? Ja so, Du warst ja krank, Du armer Wurm! Du hast es vielleicht gar nicht gewußt, was mir der Abschied für Herzeleid machte."

Sie zog aus ihrem Kleide ein fast ganz zerknittertes Papier.

„Das ist ein Brief vom Grafen Wildner, den er an demselben Abend, wo Dein jetziger Mann Dir, seiner Braut, zu Ehren das Fest hier in der Villa gab, an Hubert geschrieben hat. Der alte Kammerdiener hat ihn am andern Morgen Hubert gebracht, und ich habe ihn mir abgeschrieben und brachte ihn eigentlich in der Absicht mit, ihn Dir zu zeigen, damit Du siehst, welch' edler Mensch Graf Silvius ist, wenn auch die sogenannten soliden Leute oft über ihn den Kopf schüttelten. Ich will ihn Dir lesen.

„,Ein Mensch, dem Sie' — das heißt Hubert — ,in Ihrer Unmittelbarkeit und Naivetät des Herzens recht viel geworden waren, den Sie durch die Aeußerungen und Handlungen derselben von dem völligen Versinken in das Raffinement bewahrt haben, ein Freund sagt Ihnen Lebewohl und Dank, tausendmal Dank. In dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, ringt ein verzweifelndes Herz in tausend stürmischen Fragen mit dem Himmel, und die Sterne sehen auf ein bleiches Antlitz und ein in tausend Schmerzenspulsen pochendes Herz, und erlöschen nicht. Die Menschen, mein Freund, haben mir weh — sehr weh gethan, ich mir am allerwehesten. Sei es! Ich will heute Abschluß machen

mit Allem. Was Sie jetzt lesen werden — machen Sie sich darüber keine unnöthigen Dankbarkeitsskrupel, glauben Sie nicht, daß es Ihnen gethan ist, was ich thue, es ist mir selbst gethan, um mir nicht ganz das Herz zu verbittern und zu verkümmern, um in dem Gedanken an einen Menschen aus dem Herzen heraus mir einen Hoffnungskeim für alle Zukunft zu erhalten — Ich will nicht jenen Egoismus des Unglücks in mir Herr werden lassen, der wie ein Giftsame alle Neubildung im Keime tödtet. Ich besitze heute noch vierhundertfünfzig Friedrichsd'or — morgen vielleicht nichts mehr — theilen wir wie gute Kameraden, die zusammen bisher einen Weg gemacht haben und deren Straßen sich jetzt trennen. Sie wissen, ich war immer gegen Ihre italienischen Ideen — ich wollte Sie nach Paris haben. Ich Thor! — Anderen gebieten zu wollen, wo ich es mir selbst nicht konnte! Anderen Wege vorschreiben zu wollen, wo ich selbst in der Irre ging! Gehen Sie italienwärts, mein Freund! Wohin das Herz uns zieht, da stehen die Engel am Wege und zeigen uns die rechte Straße und das rechte Ziel. Möge aus der Glorie des göttlichen Umbriers ein Strahl auf Sie herableuchten! Gehen Sie und bleiben Sie Ihrer Mutter der gute Sohn, der Sie stets gewesen sind, und denken Sie zuweilen an Einen, der aus der Sonne des Lebens

vielleicht bald in den Schatten und in das Dunkel tritt, und aus demselben heraus neidlos auf glückliche Menschenkinder schauen wird, unter welche auch Sie gehören mögen. Reisen Sie glücklich! Wildner.'"

Marianne ergoß sich, nachdem sie den Brief gelesen, in Lobeserhebungen des Grafen und drohte, ihren Sonnenschirm ergreifend, mit Jedem ein Duell auf Leben und Tod einzugehen, der zu ihr noch ein Wort der Mißbilligung oder des Tadels über Wildner ausspräche; er sei ihr immer so stolz, so kalt, so erhaben über aller Welt vorgekommen, „von ihm zum lieben Gott sei nur noch eine Staffel gewesen", aber nun habe sie sein Herz erkannt und bitte ihm innerlich alles Unrecht ab. Ueberhaupt habe eine Dame über einen Mann niemals ein richtiges Urtheil. Wenn sie ihn liebe, stelle sie ihn gemeiniglich zu hoch, und wenn er ihr keine Neigung einflöße, zu niedrig.

Ada schwieg zu dem Allen. Nur ab und zu bewegte sie mühsam die Hand, wie um nach dem Herzen zu greifen. Bilder einer noch gar nicht so sehr fernen Vergangenheit zogen an ihrer Seele vorüber, sie erinnerte sich der letzten Unterredung, die sie damals in allem Glanze, in aller unüberwindlichen Sicherheit ihrer Persönlichkeit hier in demselben Gemache und an derselben Stelle, wo sie jetzt krank und elend lag, mit dem Grafen gehabt

hatte, noch waren ihr seine mahnenden Worte im Gedächtnisse. Stellte sie vielleicht Vergleiche an zwischen ihm und dem Manne, dessen Namen sie jetzt trug, und war das Gefühl, das die müde, schwache Hand aufrief, um das wogende Herz niederzuhalten, war das die Reue? Sie hatte vorher einen glühenden Haß gegen ihn im Herzen genährt, aber ihre Krankheit, die so Manches aus ihrem Innern hinweggespült, hatte ihr ganzes Wesen in einen milden Grundton umgestimmt, und der Brief und die That Wildner's gegen Hubert thaten das Uebrige, um auch noch den letzten Niederschlag bittern Gefühles gegen den Grafen zu vernichten. Daß Ada in Gedanken mit dem Grafen sich beschäftigte, deutete ihre Frage an Mariannen an:

„Es ist in dem Briefe von einem Abschied die Rede — ist Graf Silvius nicht mehr am Orte?"

„Nein, Ada, ich erinnere mich eben, daß ich gar nicht an ihn schreiben könnte. Sein hiesiger Haushalt, hat der Vater neulich bei Tische erzählt, ist aufgelöst, das Haus zugeschlossen, Hubert's Mutter hat allein die Aufsicht und die Schlüssel, er ist abgereist. Die Einen sagen, er sei auf Reisen gegangen, die Anderen, er sei auf seinem Gute und einsiedle dort. Daß ich das nicht vergesse, das muß ich Hubert Alles schreiben. Die halbe Nacht setze ich mich hin; daß ich nur nichts vergesse!

Ich darf doch wohl auch einen Gruß von Dir bestellen?"

Ada nickte mehrere Male recht freundlich. Der Gedanke an Wildner, die Ideenverbindung, die sich an seine Person knüpfte, hatte in Ada plötzlich eine Erinnerung wach gerufen. Sie klingelte zweimal, das galt Weisert, der auch gleich darauf eintrat.

„Weisert, hast Du, warum ich Dich gebeten habe, hast Du einmal wieder auf der Post nachgefragt, ob keine Briefe unter dem Dir angegebenen Zeichen poste restante da sind?"

„Poste restante? Das heißt, man holt sie von dem groben Sekretär an dem kleinen Schalter ab? Doch — doch, vor drei Wochen habe ich einen geholt. Sie schliefen gerade so gut nach einer durchwachten Nacht, als ich ihn hereinbrachte, und da wollte ich Sie nicht wecken. Da legte ich ihn dort in jene Perlmutterschatulle, wo auch der gelegen hat, den ich abholte, ehe wir damals in das Bad gereist sind."

„Wie? Auch noch ein zweiter oder vielmehr ein erster? Und das sagst Du mir erst jetzt? Ich wußte kein Wort davon!"

„Doch — doch habe ich es Ihnen gesagt, Frau Dupont! — Sie haben das jedenfalls wieder vergessen; ganz gewiß habe ich Ihnen gesagt, aber in

der Krankheit war auch oft — das heißt nur so tageweise — Ihr Gedächtniß recht schwach. Das hat sich jetzt glücklicherweise nun auch gegeben."

Die Briefe wurden von Ada mit einer gewissen Hast gefordert. Weisert brachte ihr eine kleine Perlmutterschatulle, zu welcher an dem Schlüsselbund, welcher neben ihr lag, ein kleiner Schlüssel vorhanden lag. Sie öffnete dieselbe und richtig lagen zwei Briefe darin, die sie herausholte. Weisert wollte sie ihr vorlesen, aber Ada verweigerte das; sie habe so viel Kraft in der Hand, um das Siegel lösen und den Brief entfalten zu können. Jedenfalls war der Inhalt nicht sehr umfangreich; denn sie war mit der Lektüre sehr bald zu Ende. Dann wollte sie die Briefe wieder verschließen, aber schließlich besann sie sich wieder eines Andern und trug ihrem alten Freunde auf, dieselben in das Feuer des Kamins hinein zu werfen, was denn auch geschah. In dem einen, dem letzten, den Weisert geholt hatte, lag ein zweiter, den hatte Ada zurückbehalten und Weisert übergeben mit dem Auftrage, eine Marke darauf zu kleben und in den Briefkasten zu werfen. Im Weggehen warf Weisert einen Blick auf die Adresse und wandte sich dann nach seiner Auftraggeberin um.

„Verzeihen Sie, Frau Dupont, der Brief ist an das Fräulein Cilly adressirt, die Pflegetochter des

alten Riedner — des ci-devant Riedner, wie die Frau Präsidentin zu sagen pflegen."

„Wie neugierig Du bist, Weisert! Du solltest die Adresse nicht lesen."

„Aber dießmal ist meine Neugierde vielleicht auch sehr gut; denn dieses Fräulein Cilly ist, so viel ich weiß, gar nicht mehr hier."

„Das weiß ich, daß sie nicht mehr im Pavillon wohnt, wenn auch schon ihre Sachen noch dort sind."

„Ach, das ist ja von Anno Tobak — Ich meine bei der alten Comtesse Marosch, bei der sie untergebracht war, dort wohnt sie auch nicht mehr."

„Wie? Woher weißt Du das? Wo hält sie sich gegenwärtig auf?"

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, aber schon vor Ihrer Hochzeit war sie von der Comtesse fort, mit einem Male war's aus. Das Mädchen scheint doch ein kleiner Thunichtgut zu sein. Denn wer es bei der Comtesse, bei der Armenmutter nicht aushält — freilich die alte Martha, die ist auch ein harter Knochen —"

„Still, still davon, Weisert, die Mama kommt! Gib mir den Brief wieder."

Indem er ihr den Brief reichte, bemerkte er:

„Fragen Sie nur die Frau Mama, die kann über den kleinen Sturmwind, diese Cilly, vielleicht etwas Näheres sagen."

Die Präsidentin trat ein. Die Sorge und der Gram um die geliebte Tochter hatten in ihr Antlitz tiefe Furchen gezogen, ihre trotz des Alters noch so straffe Haltung gebeugt. Sie fühlte die liebeleere Atmosphäre, die in dem neuen Hause ihr Kind umgab, die Wandlung in ihrem Schwiegersohne war ihr nicht entgangen, und vielleicht mehr noch als Ada hatte sie dessen zunehmende lieblose Unbekümmertheit um den Zustand seiner Frau empfunden.

Um so dringender trat jetzt an sie die Nothwendigkeit, diesen Ausfall an ehelichem Glück durch ihre Liebe und Sorge zu decken. Fast den ganzen Tag war sie um Ada, die Tochter mit dem unermüdlichen Hüterauge eines Mutterherzens überwachend. Die Präsidentin war durch die Gewöhnung langer Jahre, während welcher ihr Leben sich täglich und stündlich in einem bestimmten Geleise bewegt, in die Gefahr gekommen, an ihrem Herzenstheile zu verkümmern. Aber die ewig lebendige und ewig geheimnißvolle Macht um uns, über uns, in uns packt die Menschen da, wo sie zu fassen sind, und so war es das langsame Dahinsiechen der geliebten, einzigen Tochter, welches einen lebendigen Strom der Liebe in dieses nicht liebelose, sondern nur versandete Herz zurückleitete. So mild, freundlich und gut, urtheilte Weisert und mit ihm die ganze Umgebung von Mutter und Tochter, so war

die Frau Präsidentin niemals und insgesammt wurde diese Wirkung dem Umstande zugeschoben, daß der Obergerichtsrath jetzt nicht mehr täglich bei der „Frau“ sei, denn der allein habe sie oft rauh und hart und scharf in ihren Urtheilen und Handlungen gemacht.

Ada brachte im Laufe der Unterhaltung das Gespräch auf den Pavillon, ob derselbe noch immer unbewohnt sei, und dann auf Cilly.

„Denke Dir, Ada, das Mädchen war bei mir just an dem Tage nach dem Balle, den damals Dein Mann als Bräutigam gegeben hatte. Sie sagte mir, daß sie von hier fortgehe, vielleicht auf lange, und bat mich, daß die Möbeln, die noch im Pavillon stünden und ihr gehörten, daß diese dort bleiben dürften, so lange sie nicht anderweit darüber verfüge. Ob und wann sie zurückkomme, wisse sie nicht. Sie hätte weiter keinen Ort, wo sie dieselben so gut bewahrt wüßte, und verkaufen möchte sie dieselben um keinen Preis; sie seien Muttergut und ihr darum heilig. Ich war auf das Mädchen nicht eben sonderlich gestimmt, man sagte allerlei von ihren Beziehungen zu Wildner, wenn ich auch schon so viel Vertrauen in die alte Comtesse setzte, daß sie etwas Unrechtes nicht geduldet hätte. Aber das Gerede unter den Leuten war da, nicht das Verhältniß war am Ende das Schlimme, sondern der Umstand, daß man davon sprach.“

„Ei, Mamachen, was sind denn das für laxe Grundsätze, die Du damit bekennst?"

„Mag sein, aber die Praxis des Lebens heiligt sie, und ich habe mich dieser landläufigen Praxis stets gefügt. Sieh', Ada, die Aeußerung des Mädchens betreffs der Möbel und dann auch ihre Persönlichkeit nahmen mich plötzlich für dasselbe ein. Ich kann nicht sagen, daß Cilly besonders freundlich und gewinnend in ihrem Benehmen war, nein, sie war ernst, fast finster, und dabei sprach ein gewisser Menschentrotz aus ihr. Solche Menschen liebe ich — es ist in ihnen immer etwas Gesundes, Frisches, wenn auch nur in harter Schaale. Ich sagte ihr die Erfüllung ihrer Bitte natürlich zu. Beim Abschied fragte ich sie, warum sie denn von der Comtesse wegginge? Diese Frage schien ihr unangenehm zu sein, und ich sah, es kostete sie Ueberwindung, mir zu antworten. Schließlich sagte sie, ihr ganzer innerer Drang ginge nach Selbstständigkeit; sie wolle unabhängig von jedem Menschen sein. In der Zeitung sei ein junges Mädchen für eine russische Fürstin gesucht worden, die sich auf der Durchreise im Hotel hier aufhalte und deren Zofe plötzlich erkrankt sei und also die Reise mit ihrer Gebieterin nicht mitmachen könne. Sie habe sich gemeldet und sei von der Dame engagirt worden, vorläufig auf ein halbes Jahr, so lange die Fürstin

sich auf der Reise befinde. An demselben Abend wollte sie ihren Dienst noch antreten. Ich machte ihr bemerklich, ob sie sich die Sache auch recht überlegt habe. Die Gewährung der Unabhängigkeit liege nicht im russischen vornehmen Blute. Eine solche Dame verlange von einer Kammerjungfer viel — Ob sie das Alles gelernt habe? Und was gab sie mir zur Antwort? Gelernt habe ich es nicht, aber ich werde es können."

Das waren die Nachrichten, welche Ada über Cilly erhielt.

Als am Abend Marianne, wie sie pflegte, ihre Freundin besuchte, mußte sie sich an den Schreibtisch setzen und nach Ada's Diktat Folgendes schreiben:

„Endlich Nachricht von mir nach so langer Zeit. Bin ein armes Opfer des Krankenbettes. Ihren ersten Brief vor drei Monaten erst heute erhalten mit dem letzten; ich beantworte zugleich beide und auf dem Zeitungswege, den Sie mir für unsere Korrespondenz vorgeschlagen haben. Leider kann ich Ihnen betreffs der andern Person, die Ihnen so sehr am Herzen liegt, keine erfreulichen, wenigstens keine beruhigenden Nachrichten zugehen lassen. Das Mädchen ist nicht mehr hier. Sie ist mit einer vornehmen Dame auf Reisen gegangen. Ihre Einlage an dieselbe habe ich verbrannt. Sie schreiben

mir, daß Sie wohl nie wieder hierher zurückkehren würden. Das ist ein großes Opfer, welches Sie zunächst und allererst mir gebracht haben, und ich werde es nie vergessen. Wenn doch die Ueberzeugung meines nieverlöschenden Dankgefühls Ihnen die freiwillige Verbannung, die Sie sich selbst auferlegt haben, einigermaßen erträglicher gestalten könnte! Gott lohne es Ihnen!"

Als Marianne mit dem Schreiben fertig war, überlas sie dasselbe nochmals und schüttelte den Kopf.

„Es sind lauter verständliche Worte, die ich da geschrieben habe, laute, regelrechte, wenn auch etwas telegraphische Sätze; aber darum sind es für mich doch Hieroglyphen, zu denen so leicht nicht einmal Papa's Freund in Berlin, Professor Lepsius, den Schlüssel finden würde."

„Alles muß so ein neugieriges Mädchen, wie Du, auch nicht erfahren," erwiederte Ada mit freundlichem Lächeln. „Zerbrich Dir nur den Kopf nicht, Du wirst es doch nicht erfahren. Es ist eine Korrespondenz mit einem seligen Schatten."

„Und ich werde es doch erfahren; denn Du armes Ding kannst ja doch mit eigener Hand noch nicht schreiben, Du wirst mir doch eine Adresse an den seligen Schatten diktiren müssen, oder haben die keine Adresse?"

„Wenn ich nun die Adresse von Weisert schreiben ließe?“

„Weisert? O das wäre ganz klug, so erfährt er den Inhalt, ich die Adresse nicht — diktire sie ihm, wenn Weisert überhaupt schreiben könnte.“

„Nun, so wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben, da Du mir selbst diesen letzten Ausweg abschneidest, als die Bitte an Dich, in die Expedition der ‚Allgemeinen Post‘ zu gehen, die Zeilen unter die Anzeigen aufnehmen zu lassen und als Inserat zu bezahlen.“

„Sieh', Ada, daran hätte ich nicht gedacht. Ja nun schlägst Du meiner Neugierde doch noch ein Schnippchen. Merkwürdige Fortschritte, die wir machen! Jetzt werden die Zeitungen sogar auch von seligen Schatten drüben im Paradiese gelesen.“

Zweites Kapitel.

Es will Abend werden.

Es kam noch ein langer und schöner Spätherbst mit milder Luft und warmen Sonnentagen, so daß Ada mehrere Stunden des Tags im Freien zubringen konnte. Der treue Weisert fuhr sie fast täglich nach dem Kiosk, oder brachte sie nach dem offenen Balkon über dem Gewächshause. Er verließ sie keinen Augenblick, vermied sogar jedes Gespräch mit ihr, um sie mit nichts zu erregen, durch nichts die Wirkung der herrlichen Luft und des Sonnenwirkens zu beeinträchtigen, und recht hart konnte er sein, wenn der Herbstwind die gelben Blätter über den Balkon trieb, dann war keines Bleibens für seine Pflegbefohlene, da war keine Gnade, dann mußte sie in die Zimmer zurück. Ada war gegen so viel Rücksicht, so viel Sorgfalt und Zartheit auch gehorsam wie ein Kind; sie

fühlte das Leben mit jedem Tage mehr und wie heilsam das Zusammenwirken äußerer klimatischer Verhältnisse, liebevoller Pflege auf die Kräftigung ihres Körpers wirkten. Jeden Tag fast vermochte sie in dem Gebrauch ihrer Gliedmaßen einen Fortschritt wahrzunehmen; sie konnte bereits die Hand wieder zum Schreiben gebrauchen, freilich nur für sehr wenige Worte; die Hand zitterte auch noch, aber die Schriftzüge waren doch schon deutlich und lesbar. Nicht Worte konnte ihr reicher und beschwingter Geist finden, um ihrer Mutter, Mariannen und Weisert die wunderbare Macht des Gefühls zu beschreiben, das sie in dem Augenblicke empfand, als sie, von ihrer Mutter und Weisert unterstützt, wieder sich auf den Füßen halten und einige Schritte vorwärts machen konnte. Bis jetzt war das einzige Lebendige an ihr nur allein ihre Seele gewesen; die Hülle, die dieselbe umgab, war todt, abgefallen, und sie hatte sich in dem regen Walten ihrer Gedanken oft mit der Nixe im Märchen verglichen, die ihren Zauberschleier verloren hatte und nicht wieder in das ihr entsprechende Element zurückkehren konnte. Nun hatte sie ihren Zauberschleier wieder gefunden, nun fühlte sie in der zunehmenden Kraft wieder einen neuen Leib, und nun hoben sich die Schwingen ihrer Seele wieder höher und kühner in der Kraft und Fühlung

eines neuen Lebens, und nun begann der Glanz der früheren Schönheit in die verfallenen Züge hie und da wieder seine Strahlen zu werfen.

Die tägliche Umgebung konnte das nicht so deutlich wahrnehmen, diese war erst durch Herrn Dupont darauf aufmerksam geworden. Er war nach einiger Zeit von seiner Reise zurückgekehrt und durch die auffallende und günstige Veränderung, die mit seiner Frau vorgegangen war, auf das Freudigste überrascht. „Ein schönerer Willkomm," hatte er sich gegen seine Schwiegermutter geäußert, „als dieses völlige Aufleben und Aufblühen Ada's, hätte ihm in seinem Hause nicht geboten werden können." Von da an erfuhr sein Benehmen gegen seine Frau eine totale Umwandlung. Er erschien jetzt theilnahmsvoll, wo er vor seiner Reise eine bis zur Gefühllosigkeit gehende Gleichgiltigkeit gezeigt hatte; zärtlich, wo er rücksichtslos; und vom Hauche der Liebe bewegt, an deren Stelle er seiner von allen freundlichen Mächten des Lebens in die Trostlosigkeit verstoßenen Frau eine eisige Kälte entgegengebracht hatte. Hier zeigte sich im Gemüthe und Charakter Ada's der edle, tüchtige, reiche Fond. Sie schien der Thatsache dieser Umwandlung und Bekehrung seines Wesens gegenüber alles Frühere vergessen zu haben, obwohl sie es in der sensitiven Kraft des Unglücks wohl gefühlt, obwohl ihr der

Stachel tief in das liebende Herz gedrungen war. Sie sah jetzt nur die neue That der Liebe und vielleicht der Reue. Sie freute sich unendlich, wenn Dupont die Abende in ihrem Zimmer zubrachte, wo sie auf der Chaiselongue lag, wenn er an der Seite des Wagens ging, in welchem Weisert sie durch den Park fuhr, wenn er ihr frische Blumen brachte, oder irgend ein anderes Zeichen liebender Zärtlichkeit von seinen Gängen nach der Stadt mitbrachte. Er sprach jetzt auch von Reiseplänen, die er für den Winter entwarf. Er denke an Nizza oder Mentone als Winteraufenthalt, vielleicht auch an Rom. Mama würde sie Beide dann begleiten; im Mai würde die Rückkehr nach Deutschland erfolgen, und dann hoffe er ihr eine neue Ueberraschung zu bereiten, sie in einen neuen Besitz einführen zu können, der durch seine Lage einen ebenso gesunden wie reizenden Sommeraufenthalt gewähre, da die Villa doch nur für einen Winter- und Frühjahrsaufenthalt ausreiche.

„Wo liegt der neue Besitz?"

„Etwas weit von hier im Südergebirge."

„Südergebirge? Das hab' ich doch oft nennen hören — aber ich weiß nicht mehr in welcher Verbindung? Ja — nun erinnere ich mich — vom Grafen Silvius."

Dupont war beim Nennen dieses Namens schnell aufgestanden.

„Ist Dir etwas, mein Lieber? Du warst so ruhig, und nun auf einmal, was bewegt Dich so, mein Schatz? Bitte, sage es mir!“

„O, es ist nichts — durchaus nichts? Es ging mir nur etwas Geschäftliches durch den Kopf — Noch ein Arrangement wird mit dem Grafen wohl zu treffen sein — ganz natürlich — bei einem so großen Objekte, wenn das in andere Hände übergeht —“

„Wie, mein Schatz? Wenn ich Dich recht verstehe, so wäre aus diesen Andeutungen zu schließen, daß Graf Silvius nicht mehr im Besitz seiner Herrschaft Gamberg wäre?“

„Du hast den Namen derselben sehr gut behalten, liebe Ada,“ bemerkte Dupont nicht ohne einen Ton der Gereiztheit, der aber Ada entweder entgangen war oder absichtlich von ihr nicht bemerkt zu sein schien, jedenfalls blieb sie auf die Bemerkung ihres Mannes hin ganz ruhig und sagte:

„Das ist sehr einfach. Graf Wildner hat bei Mama oft von seiner Besitzung gesprochen und von der Freude des Schaffens, die sich ihm in der Bewirthschaftung derselben darbieten würde. Er unterhielt uns oft stundenlang von den Verhältnissen des Grundbesitzes, von den Freuden, die in dem Gedeihen von Wald und Feld, in dem heil-

samen Einflusse auf seine Nebensassen, die kleinen Grundbesitzer, ihm blühten."

„Leider wird ihm diese Freude nicht mehr blühen — denn in ganz kurzer Zeit werde ich Dir die Kaufkontrakte von Gamberg überreichen können."

„Also Gamberg ist es — das Du gekauft hast?"

„Gekauft? Ja und nein, gekauft. Aber Du scheinst Dich dessen nicht so sehr zu freuen, als ich gehofft hatte."

Ada sagte nichts, und dieses Schweigen brachte Dupont gegen seine Frau innerlich auf.

Es kamen jetzt Stunden, in denen die Präsidentin die Heirath Ada's mit Dupont als einen Mißgriff, als ein Unglück zu betrachten anfing und sich sagte: „Was soll in Zukunft aus dieser Ehe werden? Ein gedeihliches Verhältniß kaum mehr." An die Liebe Dupont's glaubte sie schon lange nicht mehr, wenn sie überhaupt noch den Wahn hegen konnte, daß dieselbe je existirt hatte. Mit der Schönheit Ada's war auch allmälig die Hülle gefallen, die Dupont's wahren Charakter bisher verdeckt hatte. Das Gold war verflogen und das Blei an der Figur kam zum Vorschein.

Die Präsidentin hatte bereits im Stillen mit sich Rath gepflogen, wie es anzufangen sei, Ada in das elterliche Haus zurückzubringen, aber die

früher angedeutete Aenderung des Betragens, und wie es schien, auch der Sinnesweise, die in Dupont vorging, nahm Ada so recht tief in sich ein, daß sie eines Tages ihrer Mutter, als Dupont das Zimmer eben verlassen hatte, im Vollgefühl ihres Herzens sagen konnte:

„Ach, Mutter, wie glücklich bin ich, daß mein Mann mir seine Neigung zuwendet, daß ich mein Herz an dem seinigen erwarmen fühle und daß diese Neigung mir die Kraft gibt, die Pflichten einer Frau in dem ganzen Umfang vollauf zu erfüllen!"

Dieses Bekenntniß kam wie ein inneres Jauchzen heraus. Arme Ada! Dieses Glück war von kurzer Dauer. Bald war sie in der Lage, sich selbstquälend die stille, aber dafür eingehendere Frage vorzulegen: „Was ist es nur, daß der warme Frühlingshauch aus Dupont's Herzen wieder plötzlich einer Eiseskälte Platz gemacht hat? Was kann nur die Schuld daran sein? Hast Du Dich vielleicht in Etwas gegen Deinen Mann vergangen? Warst Du unzart, rücksichtslos gegen ihn?" Sie konnte keine Antwort finden, und darum marterte sie sich in der angeborenen Wahrhaftigkeit ihres Herzens mit Auffindung einer Schuld, für die sie keinen bestimmten Anhaltspunkt zu finden vermochte.

Und täglich nahmen Dupont's Kälte, Gereiztheit,

sein argwöhnisches, ja sogar auffahrendes Wesen gegen seine Frau zu.

Aber auch von Ada kam jetzt etwas heran, was das Regen ihrer neuen, frischen Herzensthätigkeit wieder brach legte.

Marianne las gern Feuilletonromane. Sie schwärmte jeden Tag von einer „Geschichte“ vor, die jetzt eben in der Zeitung vollendet worden sei — und die reizend sei und zudem so viel Parallelen mit ihren eigenen Herzenserfahrungen darbiete. Sie habe die einzelnen Nummern sorgfältig gesammelt und das Ganze nun auf einmal verschlungen. Ada möchte sich auch einmal das Vergnügen machen, den Roman zu lesen, darum habe sie den Pack Zeitungen gleich mitgebracht. Zugleich kramte Marianne ein Bündel Zeitungen aus.

Ada langte nach der ersten Nummer, die den Anfang des Romans brachte, und plötzlich ließ ihre zitternde Hand das Blatt sinken und ihr Haupt fiel in die Chaiselongue zurück.

„Ada — um Gott — was ist Dir nur? Es steht doch gar nichts Furchtbares da gedruckt — ermordet wird Einer erst in der Mitte — was ist über Dich nur gekommen?“

Ada schüttelte stumm mit dem Kopfe und nahm das Blatt wieder zur Hand. Es war dieselbe Zeitung, die Nummer vom achtundzwanzigsten April,

welche ihr Sandauer damals mit der unglückseligen Notiz über sie gezeigt hatte. Sie suchte die Stelle, wo diese paar Zeilen stehen mußten — sie suchte vergebens, sie überflog, sie las mit angestrengter Aufmerksamkeit das ganze Blatt — die Notiz war nirgends zu finden, und doch war es dieselbe Zeitung, dieselbe Nummer, derselbe Jahrgang und auch die Mittheilungen über und unter jenen Zeilen waren dieselben; denn wie mit ehernen Lettern stand Alles in ihrem Gedächtnisse eingegraben, Alles fand sie, nur jenen Wortlaut selbst nicht. Sie kehrte das Blatt um und um — ihr Sinn war scharf und klar, ebenso ihr Auge, sie wußte, was damals dagestanden hatte und was jetzt nicht zu finden war — Ihre nächste Frage an sich selbst war, werden denn die Zeitungen mit verschiedenem Text gedruckt? Das ist doch nicht denkbar. Wo ist also die unselige Notiz, die sie in die Arme ihres Gatten getrieben hatte?

„Du suchst wohl eine Korrespondenz, Ada, wie ich neulich eine in die Expedition getragen habe — in Deinem Auftrage? Denke Dir nur, ich habe es Dir noch gar nicht erzählt! Wie erschrocken ich war darüber, daß, als ich in die Expedition eintrat, der Diener Deines Mannes, Mosje Jean, dastand und eine ganze Reihe Thaler aufzählte! ‚Hier,‘ sagte er — er hatte mich glück-

licherweise nicht erkannt, ‚hier — einundzwanzig Thaler, aber mein Herr läßt Ihnen sagen, daß er die Rechnung sehr gesalzen finde — schon mehr Prellerei.‘ Auf diese Bemerkung hin wurde der Expedient giftig und versetzte: ‚Sagen Sie Ihrem Herrn, daß wir uns mit diesem Geschäftszweige abzugeben nicht gewohnt sind. Wenn wir eine ganze Nummer der Zeitung neu setzen lassen müssen, um nur eine kleine Notiz neu aufzunehmen, die in der ausgegebenen Nummer nicht stand, so ist das unser wohlverdienter Lohn und außerdem noch eine Gefälligkeit gegen den Herrn Obergerichtsrath Sandauer gewesen, der uns darum bat.‘“

Nun wußte Ada, warum sich jene Zeilen nicht in dieser Nummer fanden. Mit einem dumpfen Laute preßte sie die Hand gegen das Herz und die Welt verging vor ihren Blicken und Gedanken.

Auch die schönen Oktobertage gingen nun zu Ende. Es waren nur höchstens zwei Stunden, welche Ada in freier Luft noch zubringen konnte. Heute ausnahmsweise fuhr Weisert sie nicht nach dem Kiosk; es wurde dort vom Wasser herauf bereits zu kühl. Die Sonne hatte sich ein Plätzchen vor dem Pflanzenhause ausersehen, unmittelbar unter dem runden Bogenfenster; dorthin hatte Weisert seine Pflegbefohlene gefahren, in der Nähe war ein Beet mit Heliotropen, und das duftete gar herrlich

zu ihr herüber. Plötzlich hörte sie über sich Schritte und Stimmen; sie konnten nur aus dem vor dem Glashause liegenden Zimmer kommen; sie wendete nicht ohne einige Anstrengung das Haupt und sah, daß die Flügel des Bogenfensters halb geöffnet waren. Sie erkannte mit ihren scharfen Ohren die Stimme ihres Mannes und des Obergerichtsraths Sandauer. Jedes Wort wurde ihr durch die Fensteröffnung vernehmbar.

„Der Graf,“ sagte ihr Mann, „denkt, wenn er sich auf seine Güter zurückzieht, dann wird es anders sein, dann werden sich ihm verborgene Produktionsquellen öffnen und das schuldige Kapital blank und baar herauswerfen. Darin wird sich der Herr Graf wohl irren. Bisher glückte ihm Alles, weil er im Vollen saß, da er nun aber bald wie ein Fisch auf dem Sande zappelt, wird er die Welt bald anders ansehen und erkennen lernen, als sie sich ihm bisher in seinen hochfliegenden Ideen dargestellt hat.“

Jetzt sprach Sandauer.

„Sie müssen überhaupt der Sache ein Ende machen — je schneller, desto besser. Sie waren jetzt dort, um sich wegen der zweiten Hypothek die Sache noch einmal anzusehen?“

„Ich wollte wenigstens den Schein wahren, damit mein Vorgehen nicht zu schnell und zu hart

erscheine, meinen guten Willen zeigen," warf Dupont dazwischen. „Und dann habe ich mir bei dieser Gelegenheit die Besitzung sehr genau angesehen — verehrter Freund. Ein prächtiges Stück Erde — unter Brüdern seine dreihundert Mille werth, und eine halbe Million läßt sich daraus machen, wenn man sie industriell ausbeutet. Jedenfalls werden Sie nicht bereuen, mich durch Ihren Rath unterstützt zu haben. Ich werde mein Wort dießmal ebenso fest halten, als ich meine Zusage für Ihre Beihülfe zu meiner Heirath Ihnen in klingender Münze erfüllt habe."

Bisher hatte Ada athemlos, mit vorgebeugtem Körper, zugehört — jetzt aber wurde es ihr, als hätte sie plötzlich wieder auf's Neue ein lähmender Schlag getroffen und lautlos sank sie in die Kissen ihres Wagens zurück. Tritte auf dem Kiessande ließen sie wieder Zeichen des Lebens spüren und geben. Mühsam hob sie ihren Kopf und horchte nach der Richtung, woher diese vernehmbar wurden — sie sah Weisert des Weges kommen. Wie aufgeschnellt von plötzlicher Erregung ihrer Seelenkräfte, mit einer energischen Bewegung, deren sie sonst nicht fähig gewesen wäre, winkte sie dem treuen Gefährten, in der Ferne zu bleiben. Sie hörte im Raum des Gewächshauses nach einer Pause das Gespräch wieder in Gang kommen. Vielleicht konnte

sie noch mehr erfahren, als ihr jetzt offenbar geworden war, und wie leicht hätten Weisert's Schritte ihr diese günstige Gelegenheit vereiteln können!

„Sie tragen jetzt auf Subhastation der Güter an," rieth Sandauer.

„Wird das nicht zu schnell sein?" äußerte Dupont sein Bedenken. „Wenn es ihm dann noch gelänge, die ganze Summe in erster Hypothek oder eine zweite von dreiundvierzigtausend Thalern zu bekommen? Dann wäre mir der gute Fang aus den Händen gerissen. Nein, ich will sicherer gehen, ich will abwarten, bis er sich noch mehr hineingewirthschaftet hat, und das wird er bei jeglichem Mangel an Praxis unvermeidlich thun. Ich borge ihm vielleicht noch dazu, dann fällt mir eine reife Frucht ohnehin in den Schooß, und ich habe dabei doch den Anstand gewahrt, den man für die Gesellschaft aufrecht erhalten muß."

„Sie denken nicht an das letzte Aushülfsmittel derartiger Herren — eine glänzende Partie," entgegnete der Obergerichtsrath. „Ein junger Mann, wie Wildner — verehrter Freund, wir schlagen die gesellschaftliche Macht, welche der Adel noch besitzt, viel zu gering an. Gehen Sie hin, fragen Sie unsere christlichen oder ungetauften Bankierstöchter, wenn man ihnen die Wahl ließe zwischen einem Bür-

gerlichen und zwischen einem Adeligen, wenn zwischen Beiden äußerliche körperliche Vorzüge sich die Wage hielten und in die Wagschale des Bürgerlichen noch das Genie gelegt würde, fragen Sie zehn Damen, welchen sie vorziehen würden? Unter den zehn gewiß neun den Adeligen und, wenn er eine hübsche Kavallerieuniform trägt, die zehnte sicher auch. Das Leben tendenzelt nicht. Ich habe Welt und Menschen ein wenig kennen gelernt. So wird auch Wildner im letzten Augenblick nach dem rettenden Wrack greifen, und es wird kein Menschenwrack sein, sondern eine junge Dame mit schwarzen Locken und feurigen Augen und mit einer großen Erbschaft an edlem Metalle. Ich getraue mir den Grafen mit einer halben Million zu diskontiren — Läßt er sich den schönen blonden Bart noch länger wachsen und wird er Kammerherr — hunderttausend Thaler mehr."

Ada hörte, wie ihr Mann auf und nieder ging, und das Herzblut drohte ihr zu stocken, als sie ihn jetzt an das Fenster treten hörte. Wenn er, statt in die Ferne zu sehen, wo er sie allerdings nicht bemerken konnte, da der Wagen dicht an der Mauer stand, wenn er statt dessen nieder auf sie schaute! Glücklicherweise schien er sie nicht bemerkt zu haben, denn das Fenster schloß sich nicht und das Gespräch wurde von ihm fortgesetzt.

„Sie können Recht haben, verehrter Freund, diese Möglichkeit habe ich nicht in's Auge gefaßt. Es wäre ein verteufelter Streich!"

„Dem Sie ganz gut entgehen können. Also Sie tragen auf Subhastation an; darauf höre ich von des Grafen Bedrängniß und biete ihm aus gewissen Fonds die dreiundvierzigtausend Thaler auf zweite Hypothek an."

„Wozu aber das? Es kommt doch darauf an, daß er diese Hypothek nicht bekommt, und Sie würden meinen Plan nur durchkreuzen, wenn Sie ihm das Geld verschafften —"

„Gewiß, wenn ich es ihm wirklich gäbe, aber so stelle ich es ihm nur in Aussicht, um ihn zu verhindern, daß er sich der Summe in anderer Weise versicherte. Wenige Tage vor der Subhastation wird er einen Brief von mir bekommen, mit dem lebhaftesten Bedauern, daß ich ihm das Geld aus dem angedeuteten Fonds nicht vorschießen könne, indem an höherer, entscheidender Stelle anderwärts darüber verfügt sei. Den nächsten Sommer werde ich zu Ihnen nach Gamberg kommen."

Von da hörte Ada nichts mehr, sie konnte später nicht feststellen, ob das Gespräch zwischen Beiden ein Ende hatte, oder ob ihr die Sinne vergangen waren. Als sie in ihr Zimmer zurückgebracht wurde, schüttelte ein Fieberfrost ihren Körper.

Weisert gab dem zu langen Verbleiben im Freien die Schuld. Wie hätte er auch ahnen können, daß dieser Zustand nur der schwache Ausdruck einer unendlichen inneren Qual war, die wie mit glühenden Krallen ihr ganzes seelisches Sein gepackt hatte, und Stück um Stück von ihrem Glauben an die Menschheit, von ihrem Hoffen auf eine glückliche Zukunft, von ihrem Lieben der ewigen Güte, Wahrheit und Schönheit losriß und lachenden, gierigen Dämonen zur Beute hinwarf! Bisher kannte Ada nur Schwächen der Menschen, und ihr Spotten darüber, jetzt hatte sie die Schurkerei kennen gelernt und mit dieser kam der Abscheu, der Ekel und jener zum Himmel schreiende Schmerz der höheren besseren Natur. Nicht Abgründe schieden sie von dieser Schurkenseele, diese war in ihrer Nähe und bisher um sie gewesen, hatte die Luft eines Zimmers mit ihr getheilt und ihr Hauch hatte sie nicht vergiftet, sie athmete noch, sie war die Theilhaberin an einem Namen, der Gemeinheit, Tücke, Bosheit, Verworfenheit bedeutete, sie war das Weib eines Menschen, der den Namen Mann zur Schmähung, zum Hohne machte. Sie hatte sein Weib nach einem teuflisch angelegten Plane werden müssen, sein Eigenthum, sein Opfer, sein bejammernswerthes Opfer! Hätte er ein Verbrechen begangen, wäre er mit von Menschenblut besudelten Händen vor

ihr erschienen, ihr Abscheu, ihr Entsetzen wäre nicht so tief gewesen, als jetzt vor dieser gemeinen, feigen, hinterlistigen Niederträchtigkeit. Jene Aeußerung gegen ihre Mutter, der Wunsch, daß sie die Pflicht der Ehe in ihrem ganzen vollen Umfange erfüllen möge, war ihr aus dem Herzen gekommen; sie hatte mit der Stärke des Gedankens, mit der Kraft des Willens den vorhin berührten physischen Abscheu überwunden; das Entgegenkommen des fremd und kalt gegen sie Gewordenen hätte eine Befruchtung ihres Herzens bewirkt, die vielleicht Liebe werden konnte — diese Stunde jedoch hatte Alles in ihr zerstört, vernichtet. Zu einer Verirrung des Herzens seinerseits hätte sie sich in vergebender Liebe niedergebeugt; die Gemeinheit aber mußte sie mit unaussprechlicher Verachtung von sich stoßen. Sie fühlte, wie eine erstarrende Kälte in sie eindrang und sich um ihr Herz legte; sie empfand dieselbe mit einem gewissen Wohlgefühl, als wäre sie eine Gegenwirkung und Genugthuung für die Schmerzen, die in ihrem Herzen wie mit zweischneidigen Schwertern wühlten. Nach einigen Stunden wurde sie ruhiger; der Fieberfrost hörte endlich auf und Weisert schrieb dieses Nachlassen seinen wirksamen Anstalten zu. Sie dankte innerlich Gott, als Weisert ihr meldete, daß Herr Dupont mit dem Obergerichtsrath ausgegangen sei und sich für den ganzen Abend

entschuldigen lasse — er wolle denselben im Klub zubringen.

Ihr Herz hatte sich krampfhaft bei dem Gedanken zusammengezogen, daß Dupont nun in ihr Zimmer kommen, an sie herantreten würde. Sie trug ihrem alten, treuen Gefährten auf, so lange wach zu bleiben, bis Herr Dupont nach Hause kommen würde, um ihm zu sagen, sie fühle sich wieder unwohler und wolle Niemanden sehen; dadurch wollte sie verhindern, daß er in ihr Zimmer komme. Sie ließ für den Abend ihrer Mutter, sie ließ Marianne absagen, um nur das Ziel ihrer Gedanken verfolgen zu können, und dieses Ziel war, den Schurkenstreich der Beiden, die den einstigen Freund um das Seinige bringen, betrügen wollen, zu vereiteln. Wie sollte sie das bewerkstelligen? Sie selbst besaß kein Vermögen, Dupont hatte im Ehekontrakte ausdrücklich auf die Mitgift verzichtet. Wenn sie auch ihrer Mutter sich anvertraute, würde diese, die Geld und eine solche hohe Ziffer wohl zu schätzen wußte, sich so bereitwillig finden lassen, diese Summe flüssig zu machen, namentlich bei dem dominirenden Einflusse, den Sandauer und der Schwiegersohn auf sie immer noch ausübten? Und wenn sie in dieser Sache von ihrer Mutter auch verstanden würde, könnte die Summe von dieser wohl sogleich flüssig gemacht werden? Der andere

Weg, den ihre Gedanken, von diesem abgehend, einschlugen, war der direkte zu Wildner, sie wollte ihm Alles, was sie erlauscht hatte, mittheilen. Dagegen legte aber wieder die Scham für Denjenigen, dem sie ihre Hand gereicht hatte, ihr Veto ein; in diesem Manne und seinen schmachvollen Absichten fühlte sie sich selbst namenlos erniedrigt. Endlich glaubte sie das Richtige gefunden zu haben. Mühsam, mit Unterstützung Weisert's, erhob sie sich von ihrem Lager und ließ sich an ihren Schreibtisch bringen. Nachdem der Diener ihr Papier und Mappe zurecht gelegt hatte, schrieb sie Folgendes:

„Sein Sie auf Ihrer Hut, man führt gegen Sie und Ihren Besitz Böses im Schilde. Suchen Sie um jeden Preis ein gewisses Kapital aufzubringen — trauen Sie aber nun und nimmer einem Anerbieten, das Ihnen von dem Obergerichtsrath gemacht wird. Man will Ihr Handeln lähmen. Man will Ihnen nur eine Aussicht eröffnen, die Trug ist, sich als trügerisch erweisen wird. Vertrauen Sie einem Herzen, das es gut mit Ihnen meint und vor dem Sie so hoch dastehen."

Eines Morgens nahte sich Weisert seiner Herrin mit geheimnißvoller Miene und flüsterte ihr in's Ohr:

„Der Herr will heute Abend abreisen. Der Mosjö Jean, dieser Herr Kammerdiener, packt bereits,

aber er will nicht heraus mit der Sprache, wohin die Reise geht, vielleicht weiß er's auch nicht." — Herr Dupont kam Mittags zu Tische — die Präsidentin war da — sonst ließ er wohl auch seine Frau allein essen — er sprach kein Wort von seiner Abreise, und Ada erwähnte ebenfalls davon keine Sylbe.

Des Abends trat er im Reiseanzug in das Zimmer seiner Frau und sagte:

„Ich will Dir Adieu sagen. Ich bin in die Nothwendigkeit versetzt, eine Reise anzutreten, um in dem Gerichtsorte gewisse gerichtliche Formalitäten zu erfüllen, die mit der Erwerbung eines neuen Besitzes immer verknüpft sind. Mein Sachwalter hat vorgestern Gamberg, das Gut des Grafen Wildner, für mich definitiv erstanden."

Er sprach das anscheinend ganz gleichgiltig, aber dabei war sein Blick fest und lauernd auf Ada gerichtet. Diese konnte ihre Ueberraschung, ihre Bewegung, ihren Schreck nicht bewältigen, sie wollte sprechen, aber das Wort erstarb ihr auf der Zunge, und ihre Züge waren in diesem Moment auch ihre Seele, so klar, so offen, so unverhüllt.

„Diese Nachricht scheint Dich ja sehr zu überraschen!"

Dabei brach er in lautes, stoßweise hervorbrechendes, höhnisches Gelächter aus, das Ada einer

Ohnmacht nahe brachte. Sie ahnte, was dasselbe zu bedeuten haben sollte, und Dupont gab sich auch keine Mühe, sie darüber in Zweifel zu lassen.

„Ich konnte mir es recht denken, daß die Sache Dir sehr mal à propos kommt. Ich glaube Dir's, namentlich nach Deinem Warnungsbriefe, den Du an den vorigen Besitzer und Freund Deines Herzens geschrieben hast."

Ein dumpfer Laut entrang sich Ada's Lippen, als Antwort für diese Bezeichnung, die durch die Vehemenz des Tons wie eine Anschuldigung ihr in das Antlitz geschleudert wurde.

„Wenn Madame künftig solche Briefe schreiben will, dann rathe ich ihr wenigstens, in der Besorgung derselben vorsichtiger zu sein und Zeugnisse ihrer offenkundigen Schande nicht der Dienerschaft preiszugeben."

„Schande — welche Schande?" schrie Ada auf. „Schande Dir selbst — Dir allein, der Du Briefe öffnest, die nicht an Dich gerichtet sind. Und wenn Wildner meinem Herzen theuer wäre, wenn ich in ihm nur allein — und Gott der Allmächtige ist dafür mein Zeuge — die Größe eines sittlichen Charakters verehre gegenüber der Erbärmlichkeit — ein Brief ist ein Heiligthum, ein Satz des Glaubens eines Mannes an seine Frau — eines redlichen, biederen Mannes, der zu sein Du in meinen Augen längst aufgehört hast."

„Dann treffen wir in unsern gegenseitigen Meinungen zusammen — auch ich könnte dasselbe von Dir als Frau sagen —“

„Elender!“

Dupont lachte.

„Wenn wir allein sind, mein Kind, dann sind Dir solche Ausdrücke der ehelichen Zärtlichkeit erlaubt. Der Brief hat gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was Du verhüten wolltest, er hat mein Handeln nur beschleunigt. Eine Freude, eine Genugthuung wenigstens muß ich mir doch gönnen, und wäre es auch nur die, ihn um sein Hab und Gut gebracht zu haben. Er muß Ihr Herz sehr — sehr theuer bezahlen. Bah! Revanche! — Adieu, Madame!“

Er ging, und ihm blitzte aus Ada's Augen Etwas nach — wie das Frohlocken über eine Qual und Marter der Seele, die Derjenige, der da ging, der einst ihr Mann hieß, mit sich nahm und die um so genugthuender ihrem Empfinden war, je grundloser dieser Verdacht, je freier ihr Herz von aller Schuld war.

„Weisert, um Gotteswillen, was hast Du mit meinem Briefe, mit dem Briefe — weißt Du — damals an den Grafen Wildner — gemacht?“

„Heilige Mutter Gottes — was ist denn geschehen, Madame? Sie zittern ja, Sie bringen

mir wieder eine Ohnmacht — das sehe ich Ihnen immer schon an, wenn Sie so leichenbleich werden!“

„Antwort — Weisert — der Brief!“ — keuchte Ada.

„Ja so, den Brief an den Grafen? Den — den, ja warten Sie mal — richtig, den habe ich dem Kammerdiener des Herrn Dupont, dem Mosjö Jean, zum Besorgen aufgegeben.“

„O Weisert, wie konntest Du das nur thun? Ich habe ihn Dir doch auf die Seele gebunden.“

„Hat der Spitzbube etwas damit angefangen? Ich wollte ihn doch nicht ihm anvertrauen! Ich kam mit dem Brief aus Ihrem Zimmer, da stand er in der Entrée mit dem Hut in der Hand und sagte, er müsse nach der Post, ob er mir etwas mitnehmen könne. Und ehe ich Nein sagen konnte, hatte er mir den Brief schon aus der Hand genommen. Nicht wahr, der Filou hat etwas damit angefangen?“

Drittes Kapitel.

Ein Lied der Schmerzen.

Der Obergerichtsrath Sandauer saß an seinem Frühstückstisch. Die Theemaschine war in Thätigkeit, und das Wasser gab bereits jenen Ton von sich, der einer theedurstigen Seele das Präludium der baldigen Erlösung von aller Qual des Harrens auf einen nahenden Aufguß ist. Ueber der Theemaschine stand ein Eierkocher. Auf einer Tablette standen Teller mit Fleisch, daneben geröstetes Brod und Alles, was noch sonst zu einem vollständigen Theeservice nöthig ist: Zucker, Thee, Butter — der Inhalt schien jedenfalls besser zu sein, als das Geschirr, das hie und da bedenkliche Lücken zeigte und aus verschiedenen ausgegangenen Servicen zusammengesetzt schien. Auch würde manche reinlichkeitsängstliche Hausfrau Bedenken getragen haben, den Theekessel vor fremden Augen zu zeigen. Wenn

man denselben zum ersten Male ansah, konnte man glauben, er möchte aus einem neuentdeckten Metall bestehen. Unterzog man ihn näher einer Prüfung, erkannte man allerdings, daß es nur Messing war. Jedenfalls war er für Mädchenpensionate, in welchen es keine Spiegel gibt, eine nachahmungswerthe Einrichtung, es hätte sich keine der holden, rosigen Gesichter darin spiegeln können.

Solches schien aber den Obergerichtsrath nicht zu geniren. Er goß das Wasser in die englische, mit Thee versehene Thonkanne mit eben solchem Behagen, als hielt er ein Gefäß von funkelneuem Silber in der Hand. Auf Aeußerlichkeiten schien er überhaupt nicht viel zu geben; davon zeugte der Schlafrock, dem eine milde Schneiderhand eine große Wohlthat gewesen wäre; dann auch die übrige Einrichtung des Zimmers, ein alter Schreibtisch, mit Akten beschwert, mehrere Rohrstühle, ein großer runder Tisch und ein Sopha, dessen Ueberzug mit faktischer Gewißheit nicht mehr zu ermitteln war, dessen Federn sich von allgemeiner Bedrückung emanzipirt hatten und aufgestanden waren. Vor fünfzig Jahren waren diese Möbel gewiß einmal neu und hübsch, aber dem Obergerichtsrath thaten sie ihre Dienste und das war die Hauptsache bei einem Manne des praktischen Interesses, einem Fanatiker des Zwecks, wie man ihn zum Theil

kennen gelernt hat. Er schlürfte seinen Thee darauf mit vielem Behagen, unterstützte das Flüssige durch Fleisch und Eier, und griff zu den Zeitungen, die neben dem Frühstückstische lagen. Bald lächelte er — er hatte einen Angriff auf die Jesuiten gelesen — bald schüttelte er unwillig den Kopf, gerade bei der Stelle, wo von der Ernennung eines neuen Bischofs die Rede ist, von der Wahl eines einfachen Universitätsprofessors, und nicht eines Generalvikars, für den mächtige Hebel in Bewegung gesetzt worden waren. Bald zogen sich seine Lippen wieder in eine ironische Linie — im Nachbarlande war ein liberales Ministerium an's Ruder gekommen. Dann passirte er die Linie; vom Politischen glitt sein bebrilltes Auge herunter auf das Feuilleton; aber da machte er eine Miene, als ob ihm ein Knochen im Halse stecken geblieben wäre. Unter der Rubrik „Künstlerisches" befand sich die Notiz, daß der deutsche Maler Hubert Seewald in Rom bei einer Preiskonkurrenz, die von der Akademie der Künste ausgeschrieben worden war, den ersten Preis davongetragen habe. Das Frühstück war noch nicht halb aufgezehrt, und sonst liebte der Obergerichtsrath auch hierin nicht die Halbheit, aber unwillig schob er es zurück. Der Appetit schien ihm vergangen zu sein. Er hatte den Namen des jungen Künstlers so wenig vergessen, als dessen Auftreten ihm gegen-

über bei einem peinlichen Vorfall im Häuschen der Vorstadt — er hatte sich dafür gerächt, indem das Benefizium der Frau Turneyssen dem Frechling, der es gewagt hatte, seine Pläne zu durchkreuzen, entzogen wurde, wenn schon Ada den Ausfall in dem Budget des jungen Mannes auf eine ebenso zarte, als großmüthige Weise zu decken bemüht gewesen war, und nun mußte er erkennen, daß der junge Mann sich doch seinen Weg bahnte, trotz der Steine, die er ihm in denselben warf, nun fühlte er einen Stecknadelstich der Nemesis, der ihn höchst empfindlich berührte.

Damit warf er das Zeitungsblatt unwillig auf den Tisch und schob das Theezeug noch weiter von sich zurück. Ein Klopfen an der Thür entriß ihn der Richtung, die seine Gedanken genommen hatten, die ihm Pein und Unruhe verursachte. Auf sein „Herein" trat ein Mann ein, seiner Signatur nach ein dienendes Wesen; Sandauer schien ihn zu kennen. Mit einem gewissen kordialen Tone nannte er ihn beim Namen und richtete die Frage an ihn, was er ihm bringe.

„Eine Karte, Herr Obergerichtsrath," war die Antwort.

„Nun, wer wird denn wieder angekommen sein? Weiß schon — geben Sie her — der Generalvikar des Bischofs von F. Wann kann ich den Herrn sprechen?"

„Den Herrn, Herr Obergerichtsrath? Nein, kein Er, sondern eine Sie — eine Dame —"

Schnell griff Sandauer nach der Karte, welche der Lohndiener in der Hand hielt und las den Namen:

„Gräfin Leonie von Lubenyi."

„Die Dame," bemerkte der Ueberbringer, „wohnt bei uns im ‚Goldenen Einhorn' und bittet den Herrn Obergerichtsrath, ihr sagen zu lassen, wann sie auf Hochdero Besuch rechnen dürfe."

„Die Gräfin Lubenyi?" — wiederholte Sandauer fragend, indem er die Karte betrachtete. An dem Tone konnte man erkennen, daß er weder den Namen, noch die Person zu kennen schien.

„Die Dame ist eine Polin — sehr polnisch," fuhr der Ueberbringer fort, „aber noch eine junge und sehr hübsche Dame."

„Sagen Sie ihr," versetzte schnell der Obergerichtsrath, „daß die Gräfin mich in einer Stunde erwarten möge."

In der festgesetzten Zeit konnte man den Obergerichtsrath den Weg nach dem „Goldenen Einhorn", dem ersten Gasthause der Stadt, einschlagen sehen. Daß ihm an dem Besuche etwas lag, vermochte man aus seinem Aeußern zu entnehmen. So nachlässig seine Toilette am Frühstückstisch war, so sorgfältig war sie jetzt. Die weiße, hohe Halsbinde stach gegen den feinen, schwarzen Frack sehr

effektvoll ab und war auf den Eindruck der Würde und des Vertrauensvollen berechnet; in der leinwand-battistenen Chemisette glänzte eine große Perle, ein Geschenk der Präsidentin, und blaßgraue Handschuhe waren ein Tribut, den er der Jugend und Schönheit brachte; bei der Präsidentin pflegte er nur schwarze zu tragen.

Im Gasthofe ließ er sich melden und wurde in ein Zimmer der Beletage geführt, in welchem jedoch bis jetzt Niemand zu sehen war. Doch hörte er in einem Nebenzimmer laute, scheltende Worte in französischer Sprache und in jenem Altton, wie er viel den Frauen des östlichen slavischen Europas eigen zu sein pflegte. Er horchte, und soviel er verstehen konnte, handelte es sich um eine unrecht gesteckte Locke. Das Schelten steigerte sich zum Ausbruch des Zornes, aber immer nur eine und dieselbe Stimme vernahm Sandauer, keine Antwort war zu vernehmen, und doch war es, nach den Worten zu schließen, die Zofe, an welcher die Herrin ihren Zorn ausließ.

Die Situation war dem Besucher peinlich; es gab in seinem Herzen eine Stelle, wo das Gefühl für die Unterdrückten wohnte, namentlich wenn diese weiblichen Geschlechtes, dienender Eigenschaft und hübschen Angesichtes waren. Schon wollte er durch eine etwas geräuschvolle Bewegung eines

Sessels seine Anwesenheit darthun, als sich die Thüre rasch öffnete und eine Dame in schwarzem Anzuge in das Zimmer rauschte.

An dem Tone der Stimme, mit der sie ihn begrüßte, erkannte Sandauer die laute Stimme aus dem Kabinet, aber merkwürdigerweise war in dem Angesicht der Eingetretenen von zorniger Erregung nicht das Mindeste zu bemerken. Der Mund lächelte so hold, die großen, grauen Augen blickten so ruhig, als ob sie eben zur Madonna aufgeschaut hätten, überhaupt hätte Sandauer diese Erscheinung nun und nimmer für eine Angehörige der beweglichen, feurigen, vehementen Nation angesehen, deren Eigenthümlichkeiten auf eine andere ältere, südlichere Heimat, als auf das flache Steppenland Osteuropas hinweisen. Nach dem herrlichen Blutteint und dem dunkelblonden Haar hätte er sie für eine Engländerin gehalten, wenn schon die Gewandtheit und Grazie der zierlichen Figur wieder an die Polin erinnerte. Nach den ersten Worten der Begrüßung in gebrochenem Deutsch fragte sie den Obergerichtsrath, ob er die Liebenswürdigkeit haben wolle, mit ihr Französisch zu sprechen, da sie des Deutschen nicht genug mächtig sei, um eine Konversation führen zu können.

„Einer Dame gegenüber spreche ich jede Sprache,“ erwiederte Sandauer mit gewandter Verbindlichkeit

im besten Französisch, „ob zwar ich zweifle, daß ich nach Dem, was ich soeben aus jenem Nebenzimmer gehört, in kunstvoller Behandlung der Sprache Ihnen gleichkommen möchte.“

Vielleicht hätte er einer andern weiblichen Persönlichkeit gegenüber sich diese Bemerkung nicht erlaubt.

Wie weit er hier gehen durfte, hatte er beim ersten Begegnen mit der Gräfin heraus, und diese gab ihm durch ihr helles, lautes Lachen Recht.

„Also haben Sie gehört? O, mein Herr, Sie wissen nicht, was es heißt, eine Kammerjungfer haben zu müssen. Ich kann lieber einen polnischen Pferdehirten zum ersten Professor an der Universität machen, als so einem Geschöpfe meinen Willen beibringen. Ich habe diese Maschinka erst seit einigen Tagen. Meine Freundin, die Fürstin Uroff, hatte sie ein halbes Jahr auf Reisen bei sich, und würde sie auch nach Petersburg, wohin sie jetzt gegangen ist, mitgenommen haben, wenn sie es gewagt hätte.“

„Ah, also gibt es auch Zofen, die so staatsgefährlich sind, daß man nicht wagen darf, sie über die russische Grenze zu spediren?“

„Das nicht, obwohl alle Valetaille revolutionär ist — die Revolution ist allein unser Herrenrecht, aber diese Sorte erlaubt sich jetzt überall

Uebergriffe. Sowie die Fürstin, erzählte sie mir selbst, über die Grenze von Rußland ist, kommt der Geist der Knute über sie und sie schlägt ihre Kammerjungfer, sie muß sie mit Füßen treten — sie, wie alle Domestiken — sonst revoltiren die andern, aber diese Kammerjungfer läßt sich nicht schlagen, auch nicht mit Füßen treten, man riskirt, sagte die Fürstin, daß sie es selbst thut, ohne allen Respekt für eine Fürstin — darum hat sie es nicht gewagt, Maschinka mit nach Rußland zu nehmen, und hat sie mir empfohlen — wegen ihres Fleißes, ihrer Geschicklichkeit und ihrer Moralität, durch welche meine gute Freundin, die Fürstin, wie sie mir gestanden hat, in ihren Passionen oft genirt worden ist. Sie dürfen nicht denken, daß ich Tyrannin bin! O ich bin sehr sanft, aber ich kann nicht leiden, wenn ich Vorwürfe mache und zornig werde, daß man schweigt. Man soll auch sprechen, man soll auch in Feuer kommen, wie ich, und wenn das nicht ist, werde ich wüthend, furios, aber sonst bin ich sanft wie eine Taube."

„Ich war eben Zeuge davon," bemerkte der Obergerichtsrath sarkastisch für sich. „Also hat sich die Empfehlung der Fürstin bei Ihnen nicht erfüllt, Sie sind mit Ihrer Zofe nicht zufrieden?"

„O doch! Maschinka ist noch mehr, als meine Freundin mir gesagt, aber sie ist die Herrin, nicht

ich bin es. Sie will, daß ich mich anziehen soll, wie sie will, und nicht, wie mir es gefällt. Was hat sie gewagt vorher, kurz, ehe Sie gekommen, mir zu sagen! Ich hätte keinen Geschmack — ich zöge mich an — wie eine — eine pariser Cocotte — diese Frisur gehörte nach Closerie de lilas und nicht in einen anständigen Salon. Mir, der Gräfin Lubenyi, die zwei Herrschaften in Polen hat, und die zehn Jahre in Paris erzogen worden ist! Wenn ich wäre keine edle Polin, sondern nur eine Russin, ich würde sie knuten, so macht sie mich wüthend, aber im Uebrigen bin ich doch sanft wie eine Taube."

Diese Auslassungen, mit großer Schwere des Ausdruckes hervorgebracht, belustigten den Obergerichtsrath innerlich außerordentlich; er hatte sich mit der Gräfin in der ersten Viertelstunde auf einen vertraulich ironisirenden Ton gesetzt, und als diese von der Bemerkung ihrer Kammerjungfer, ihre Frisur betreffend, sprach, schaute er sich den babylonischen Lockenbau genauer an und seine ausdrucksvolle Miene sagte:

„Das Mädchen hat jedenfalls Geschmack, Takt und Anstandsgefühl. Aber nun, gnädigste Gräfin, werden Sie mir erlauben, Ihnen meine Ungeduld zu schildern, zu erfahren, welche glückliche Gunst des Ungefährs mir das Glück eines so reizenden tête-à-tête verschafft."

Als Antwort reichte ihm die Gräfin einen Brief.

„Vom Generalvikar Ruwang," sagte sie.

Beim Nennen dieses Namens malte sich in den Zügen des Obergerichtsraths eine gewisse respektvolle Ueberraschung. Die Gräfin hatte ihm beim Eintritt einen Platz zum Sitzen angeboten, er hatte sich im Fauteuil niedergelassen, während sein reizendes Gegenüber mit verschränkten Armen und übergeschlagenen Füßen auf dem Sopha saß, aber der Fauteuil hatte vier Rollen und der Parketboden war so glatt, daß Sandauer im Laufe des Gesprächs immer mehr in die Nähe der Gräfin gekommen war. Der Name des Generalvikars jedoch ließ den Fauteuil plötzlich ganz leise wieder auf die anfängliche Stelle zurückrollen.

„Ich wollte Ihnen den Brief nicht durch den Lohndiener des Hotels schicken," bemerkte die Gräfin, „da mir der Herr Generalvikar aufgetragen hatte, Ihnen denselben nur persönlich zu übergeben."

„Sie haben also auch den Vorzug, mit dem Herrn Generalvikar persönlich bekannt zu sein?"

„O, er ist liebenswürdig und chevaleresk, wie es nur noch die edlen Polen sein können! Ich war den letzten Winter und Frühjahr in Rom. Sind Sie je in Rom gewesen? Jeden Abend war ich bei drei bis fünf Monsignori in Gesellschaft

und jede Woche habe ich gebeichtet. O, das ist deliziös, in Rom beichten zu können! Man hat nur Sorge, woher man alle die nothwendigen Sünden bekommen soll. Und die Promenaden auf dem Monte Pincio, auf dem Korso — die reizenden Bälle in der französischen Botschaft und die sanften, liebenswürdigen Monsignori! O, sie reden so leise, und das ist meine Passion. — Meine Toiletten ließ ich alle aus Paris kommen. Die italienischen Geschäftsleute haben gar keinen Geschmack. Ich war dabei, als der heilige Vater uns über unsere chinesischen Kleider und die falschen Koiffüren und die kurzen heidnischen Taillen eine Strafrede hielt — alle Damen zerflossen in Thränen — ich weinte mit den anderen heiße, glühende Thränen. — Am Abende habe ich meine Toilettensünden gebeichtet, aber des andern Morgens waren wieder vier neue Anzüge aus Paris angekommen — sie waren magnifik — wie ein Hauch des Frühlings, es wäre ja Schade gewesen, sie nicht in Gebrauch zu nehmen, und da ich in Rom nicht die Sünde auf mich laden wollte, so packte ich schnell ein, reiste ab und erschien mit meinen wunderbaren, furoremachenden Frühlingstoiletten in den Cascinen von Florenz, wo man Ihnen noch heute davon sprechen wird. Kennen Sie Florenz? In Rom wohnen die Heiligen, in Florenz die Götter!"

„Nun, meine gnädigste Gräfin, von Rom aus hatten Sie das Glück, die Bekanntschaft des hochwürdigen Generalvikars, dieses ausgezeichneten Mannes, zu machen?“

„Nicht doch — nur einen Brief hatte ich vom Kardinal Reisach an den Herrn Generalvikar mitbekommen. Kennen Sie den Kardinal Reisach? Er hat die schönsten Hände der Welt und so milde blaue Augen! Und wie graziös er ist, graziös, wie nur ein Pole! Er gab sehr gute Diners, die italienischen Monsignori essen alle schlecht, und sein ganzes Zimmer ist voll gestickter Andenken — ich habe ihm auch einen Schemel gearbeitet — d. h. ich habe ihn durch meine Kammerjungfer sticken lassen. Ich sagte dem Kardinal bei meinem Abschied, daß ich nach den süddeutschen Bädern im Sommer gehen würde, und da gab er mir den Brief an den hochwürdigen Generalvikar mit. Ich habe mich mehrere Wochen in der erzpriesterlichen Stadt, an seinem Wohnorte aufgehalten, ich war sehr fromm, bin dreimal des Tags in die Kirche gegangen, sonst wäre es gar zu langweilig gewesen, ohne aber den Zweck, den ich verfolgte, erreichen zu können.“

„Und welcher war das, wenn ich, ohne unbescheiden zu sein, fragen darf?“

Die Gräfin wies mit ihrer kleinen Hand auf

den Brief; es war von ihr eine Aufforderung an Sandauer, daß er den Brief erbrechen und in ihrer Gegenwart lesen möge.

„Der Brief ist englisch geschrieben," bemerkte die Gräfin beim Oeffnen des Papiers durch den Obergerichtsrath.

„Englisch? Wie so, gnädige Gräfin?"

„Ich war neugierig, zu erfahren, was darin steht und habe ihn vor das Licht gehalten — einzelne Worte habe ich lesen können, aber nicht verstanden — ich verstehe nur polnisch und französisch — also muß der Brief englisch geschrieben sein."

Sandauer konnte sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren, als er erkannte, daß der Brief lateinisch geschrieben war. Die Uebersetzung mochte etwa folgendermaßen lauten:

„Mein werther Freund und Kollege!

Die Ueberbringerin dieser Zeilen, die absichtlich in der Sprache geschrieben sind, zu welcher sich so leicht keine Polin versteigt, ist Gräfin Leonie von Lubenyi. Diese Dame ist mir von Kardinal Reisach in Rom auf das Angelegentlichste empfohlen, nicht etwa mittelbar für unsere Zwecke als Agentin wirkend — denn weß leichten Geistes Kind sie ist, werden Sie bei dem ersten Besuch erkannt haben — nein — sie rangirt in der Rubrik der reichen Partieen, über die wir für unsere Zwecke

nach Bedürfniß verfügen. Der polnische Gulden, heißt ein Sprüchwort unserer Gegend, gilt einen Dreier. Darin liegt ausgesprochen, daß man den Vermögensangaben der Damen jenseit der Weichsel ebensowenig blindlings vertrauen darf, als ihrer Tournüre. Die Leute haben silberne Vaiselle und keine Wäsche, aber nach sorgfältigen Erkundigungen, die der Kardinal von einem Geistlichen ihres Landes, dem Bischof von P., eingezogen hat, ist die Gräfin in Wahrheit eine glänzende Partie. Ihre Güter sind schuldenfrei und unter Verwaltung eines deutschen Inspektors in bestem Zustande; sie ist seit zwei Jahren Wittwe, ohne Kinder, und wie ihr Aeußeres wirkt, das zu beurtheilen, kommt Ihnen nach Ihren reichen Erfahrungen viel mehr zu, als mir, dem Cölibatär aus Pflicht und Gewohnheit. Die Gräfin hat mir ihr volles Vertrauen geschenkt. Sie hat eine lebhafte, fast leidenschaftliche Neigung für den Grafen Silvius Wildner gefaßt, mit dem sie auf der Rückreise von Rom in Roveredo zusammengetroffen war — nur wenige Stunden, die jedoch hinreichend waren, in einer ehelichen Verbindung mit dem Grafen das Glück ihres Lebens zu erblicken. Nun würde diese Leidenschaft der Polin unseren Plänen im gegenwärtigen Augenblicke gerade außerordentlich günstig sein. Unsere Partei in der ersten Kammer hat den Baron von A., eine

ihrer bedeutendsten Kapazitäten, wie Sie wissen, durch einen plötzlichen Tod verloren. Es gilt vor Allem, schnell einen entsprechenden Ersatz für den Verlust zu finden. Schon wie die Gräfin hier eintraf, habe ich an den Grafen gedacht. Als Vertreter des alten befestigten Grundbesitzes ist er von selbst Mitglied der ersten Kammer, und er erregte meine Aufmerksamkeit, als ich neulich in unserer Staatszeitung mehrere von ihm unterzeichnete Artikel über das Verhältniß der Arbeiterfrage zur agrarischen las. Er hat die wunde Stelle getroffen, die unsere Staatsdoktrinäre trotz ihrer goldenen Brillen nicht sehen; er ist der Mann, der uns fehlt, aber leider droht die Gefahr, daß die liberale Seite des Hauses sich seiner bemächtigen wird. In den Artikeln selbst war kein Anhaltspunkt zu finden, der irgend auf eine bestimmte Parteistellung des Grafen hinweisen konnte; sie waren rein und voll aus den Thatsachen, aus der Sache selbst herausgearbeitet, und ihr Verfasser theilte seine Hiebe sowohl nach rechts, als nach links weidlich aus; aber unter diesen Umständen kann es nicht fehlen, daß eine so siegende, geistige Kraft eifrig umworben wird, und die Liberalen berechnen dabei noch sehr richtig den Vortheil, welchen ihnen außerdem noch ein alter, vornehmer Name bringen würde. Dem muß begegnet werden, und zwar durch die ernsteste und nachdrücklichste

Unterstützung der Wünsche der Gräfin. Wie ich aus meinen eingezogenen Erkundigungen erfahren habe, sollen die Vermögensverhältnisse des Grafen in Unordnung sein, dadurch würden die Wünsche der Polin und unsere Absichten ihrem Ziele von selbst um ein Erkleckliches näher gerückt werden. Kommt die Heirath zu Stande, dann können wir für unsere Partei des Grafen sicher sein. Sie kennen den Grafen genau, er hat längere Zeit, wie ich in Erfahrung gebracht habe, unter Ihren Augen gearbeitet. In Ihre Hände lege ich daher diese Angelegenheit, die Sie mit der Energie, Umsicht und dem Eifer, welche der Orden vielfach an Ihnen erprobt hat, verfolgen werden. Mit dem Gruß des treuen Mitkämpfers für den großen, gemeinschaftlichen Zweck

Coelestinus P. S. J."

Die drei Buchstaben, welche dem Ordensnamen des Generalvikars beigesetzt waren, bedeuten die Mitgliedschaft der Gesellschaft Jesu.

Der Obergerichtsrath gehörte zu den weltlichen Mitarbeitern des Ordens, den sogenannten Koadjutoren, und der Brief, den er jetzt sinnend und nachdenkend in der Hand hielt, ward von einem geistlichen Koadjutor, von einem um einen Grad über ihm Stehenden, dessen Weisungen er unbedingte Folge zu leisten hatte. Er befand sich in einem

peinlichen Dilemma. Der Plan gegen Wildner war von ihm in's Werk gesetzt worden. Er hatte dem Grafen das Kapital angeboten und fünf Tage vor der angesetzten Subhastation Gambergs in einem Briefe unendlich bedauert, seinem Versprechen nicht nachkommen zu können, indem höhere Weisungen u. s. w. Gamberg war in den Besitz Dupont's übergegangen. Damit hatte er den Grafen finanziell ruinirt, und hier in diesem Briefe erhielt er die strikte Weisung des Gegentheils, den Vermögensverhältnissen des Grafen durch die Heirath wieder aufzuhelfen. Eine leise, weiche Berührung seiner Hand weckte ihn aus seinen Gedanken auf, es war die Hand der Gräfin, welche sie auf die seinige gelegt hatte und aus derselben, als er sie festhalten wollte, wieder zurückzog. —

„Nicht wahr, der Brief ist englisch?" fragte sie, und ihr bedeutungsvolles Lächeln deutete an, daß sie damit einen Doppelsinn verbinden wollte. „Sie haben nun Alles gelesen, was der hochwürdige Generalvikar Ihnen zu schreiben versprochen hatte. Wildner hatte ich früher schon hier öfters gesehen, aber ich weiß nicht — erst beim Wiedersehen in Italien verliebte ich mich in ihn; nun wissen Sie Alles und nun will ich auch Ihre Antwort haben."

„Das Schlimme ist nur, gnädigste Gräfin, daß Graf Wildner nicht mehr hier ist."

Seiner Bemerkung folgte von Seiten der Gräfin eine zornige, erregte Bewegung.

„Wie so? Warum ist er nicht mehr hier?"

„Vor einem halben Jahre hatte er alle seine hiesigen Verhältnisse aufgegeben, und war dann wahrscheinlich nach Italien gegangen," berichtete achselzuckend Sandauer.

„Desto besser, so werde ich allein sein Verhältniß sein. Ich hatte mir gelobt, nur einen edlen Polen aus meinem Lande zu heirathen; der Graf ist zwar nur ein Deutscher, aber so schön, so chevaleresk, so interessant, daß ich ihm gegenüber nicht mehr Polin bin, nur noch ein Geschöpf meines Herzens. O, ich habe Passion, und wenn diese in's Spiel kommt, dann kenne ich keine Schranke, dann setze ich Alles durch."

Der Obergerichtsrath hatte die Hand an seinem Kinn und zuckte rathlos mit den Schultern. Die Gräfin brachte diese Gelassenheit, die für sie Theilnahmslosigkeit war, aus aller Fassung. Mit einer Bewegung war sie von der Seite ihres Besuches und maß mit unterschlagenen Armen und erregten Schritten das Zimmer. Mit einem Male blieb sie vor ihm stehen; in jeder Gesichtsmuskel lag eine eigenthümliche Energie, die gegen die sonst etwas schlaffen und im Lampenlicht der Salons verblaßten Züge einen frappanten Gegensatz bildeten.

„Ich habe mir in den Kopf gesetzt, Gräfin Wildner zu werden. Ich kann keinen andern Mann mehr lieben. Der hochwürdige Herr hat mir gesagt, daß Sie das Alles in Ordnung bringen können — müssen. Jeder Mann muß thun, was einer Frau angenehm ist; denn das sind wir Polinnen so gewohnt. Heute haben wir den zwanzigsten Januar. In acht Tagen muß der Graf hier sein!"

Als Sandauer gegen diese bestimmte Frist Einwendungen zu machen sich anschickte, gerieth die Gräfin dadurch in solche Entrüstung, daß sie den Boden hörbar mit ihren kleinen Füßen bearbeitete und ihr „Nein — Nein — Nein!" mit der ganzen Energie, deren ihre Stimme nur immer fähig war, gegen Sandauer schleuderte. Da ließ sich von innen aus dem Gemache, aus dem sie gekommen war, lautes dreimaliges Klopfen hören. Im selben Momente war die Gräfin still und setzte sich lautlos in die Ecke des Sophas.

„Das ist meine Jungfer," bemerkte sie zu dem verblüfft dreinschauenden Obergerichtsrath. „Das ist ihr Warnungszeichen, wenn ich lebhaft werde. ‚Das schickt sich nicht für eine vornehme Dame,' sagte sie, und da ich eine sehr vornehme Polin bin, so kann ich vor dieser Person doch nicht thun, als ob ich nicht vornehm wäre. Ich muß also

machen, was sie für vornehm hält. Ich, die Gräfin Leonie von Lubenyi, die Tochter des Starosten von Podolsk, die freie Polin muß diesem Geschöpfe von Kammerjungfer, das man in meinem Lande mit Füßen tritt, gehorchen!“

Die Gräfin hatte in ihrer Entrüstung so laut gesprochen, daß man es von innen gehört haben mußte; denn das Klopfen ließ sich im selben Momente vernehmen und augenblicklich war die Gräfin wieder still. Dann sagte sie leise zu Sandauer:

„Die läßt sich nicht mit Füßen behandeln, sie wäre im Stande, eher mich zu treten, und ich muß ihr wohl gehorchen, denn ihre Kleider sitzen magnifik. Sie hat den Chic französischer Kammerfrauen, sie schreibt alle meine Briefe französisch und macht keinen Fehler; so sagen wenigstens meine Bekannten, die sich wundern, daß ich so gut französisch schreiben gelernt habe. O sprechen habe ich immer gekonnt! — Und dann führt Maschinka noch alle meine Rechnungen und betrügt mich wunderbarerweise niemals — aber nicht ausstehen kann ich das Geschöpf, eben weil sie ohne Furcht und Tadel ist. Das genirte die Fürstin und genirt auch mich, und entbehren kann ich sie doch auch nicht. Aber ich will mich ihrer Tyrannei entziehen, ich will jetzt heirathen und mein Mann muß meine

Briefe schreiben und meine Rechnungen führen und meine Dukaten besorgen — dann jage ich sie fort.“

„Aber die Kleider, die so magnifik sitzen, wird er die auch machen können?“

„Diese Kleider? Finden Sie? Nein, daran habe ich nicht gedacht,“ sagte die Gräfin nach einigem Stutzen, — „dann werde ich sie doch behalten müssen, auch wenn ich einen Mann habe; denn diesem will ich dann erst recht gefallen.“

Die Gräfin hatte einen Termin festgesetzt, und Sandauer war so glücklich, denselben einhalten zu können.

Der Biedermann verstand es in seiner praktischen Kasuistik, seinem Gaunerstückchen, das er durch das Anerbieten des Kapitals an den Grafen in's Werk gesetzt hatte, noch ein Tugendmäntelchen umzuhängen. Er schrieb an Wildner, als dessen Freund und Verehrer er sich stets bewiesen habe, daß ihm sein nicht erfülltes Versprechen und dessen unmittelbare, verhängnißvolle Folgen nicht länger Ruhe ließen, und stellte als seine Absicht dar, was allein der Zufall war, nämlich daß er diese Partie für ihn ausfindig gemacht habe, um ihm eine glänzende Gelegenheit zu bieten, die materiellen Verluste in mehr als ausgleichender Weise wieder zu ersetzen. Zugleich hatte er die Vorsicht gehabt, die Gräfin übereinstimmend mit seinem Briefe zu instruiren,

indem er ihr begreiflich machte, welchen üblen Eindruck es auf einen so zartfühlenden Mann wie den Grafen machen würde, wenn er erführe, daß die Initiative zu der Heirath von ihr, einer Dame, selbst ausginge. Im Ernste glaubte er nicht an einen Erfolg seines Briefes an Wildner, aber für alle Fälle hatte er dem Grafen gegenüber den Schein eines redlichen Herzens, gegen den geistlichen Oberen aber den des Gehorsams gewahrt. Nicht gering war daher sein Erstaunen, als eines Tages, vielleicht vierzehn Tage nachdem der Brief abgegangen war, Wildner in sein Zimmer trat. Merkwürdigerweise war jetzt nach dem völligen Zusammenbruch aller Verhältnisse an dem Grafen im Aeußeren weniger eine Veränderung wahrzunehmen, als damals, da er nach der plötzlichen Reise wieder bei der Comtesse erschienen war. Im Gegentheil hatte er seine edle, straffe Haltung wieder gewonnen, auch sein Gesicht war wieder blühender geworden; und doch schien er ein Anderer geworden zu sein. Der sonst so leuchtende Blick war ernst und trübe geworden, die Lippe, der einst das Wort so leicht und voll entschwebte, schloß sich wie in mißtrauischem Schweigen und ab und zu verdüsterte ein bitterer, finsterer Zug das immerhin schöne Antlitz. Die kühne Zuversicht, die unbefangene Offenheit, der Glanz der Jugend war bei Silvius dahin.

Der Obergerichtsrath sprach ihm in den lebhaftesten, eindringlichsten Worten sein Mitgefühl an seinem Unglücke aus, Silvius machte mit der Hand eine Bewegung, die eine Bitte um Schweigen war, und kaum hörbar sagte er:

„Wozu auch Mitleid? Ich habe ja doch noch genug, gerade soviel, als ich ehedem jährlich für meine Handschuhe brauchte."

Sandauer begann das Heirathsprojekt mit ihm zu besprechen. Silvius erinnerte sich der Begegnung mit der Gräfin in Roveredo sehr wohl; er äußerte sich über sie in Ausdrücken, die wenigstens keine Abgeneigtheit gegen diese Verbindung bei ihm voraussetzen ließen. Auffallend war es indessen, daß er dem im Eifer der Darlegungen begriffenen Obergerichtsrath ab und zu einen Seitenblick zuwarf, der in seinem plötzlichen Hervorbrechen, seiner fast mißtrauischen Schärfe und seinem überlegenen Ausdrucke einen eigenthümlichen Kontrast gegen die Apathie bildete, mit welcher er im Ganzen den Auslassungen seines früheren Vorgesetzten zuhörte. Als endlich Sandauer ihn aufforderte, ihn zur Gräfin begleiten zu wollen, erklärte sich Wildner sogleich dazu bereit. Sie gingen, und auf dem Wege dahin konnte sich der Obergerichtsrath wohl sagen, daß die Sache so gut wie abgemacht sei. Fürwahr, es war ein brillantes Geschäft, zu welchem er sich selbst beglück-

wünschen konnte! Erstens bezog er seinen hübschen Gewinn von Dupont aus dem Ruin des Grafen, und ein noch glänzenderer stand ihm aus dessen Wiederemporkommen bevor. Dabei hatte er seinem Freunde Dupont das Wort gehalten, die Wünsche der Gräfin und die Befehle seines Oberen erfüllt, und die moralischen Bedenken, die ihm über seine Handlungsweise gegen den Grafen hätten kommen müssen, beschwichtigte er mit der Allgemeinformel: In majorem Dei gloriam, das, in gutes Deutsch übersetzt, lautet: In Kleinigkeiten und mit dem Einzelnen darf man es um höherer Zwecke willen nicht so genau nehmen.

Die erste Zusammenkunft schien beide Theile befriedigt zu haben. Wildner gewann der Gräfin gegenüber seine ganze bezwingende Liebenswürdigkeit wieder, und die Gräfin drückte beim Abschiede dem Vermittler in freudiger Empfindung die Hand. Von nun an waren Sandauer und der Graf die täglichen Abendgäste der Polin, und Wildner begann bereits, seine Besuche ohne den Gerichtsrath zu wiederholen. Die nationale Lebendigkeit, die naive Unbefangenheit, das kindliche Geplauder und die pikante Nonchalance der Gräfin schienen ihn zu fesseln, anzuregen, zu reizen. Die Gräfin sowohl wie ihr Vertrauter erwarteten nur noch mit Ungeduld den Augenblick, wo Wildner mit seinem Antrage hervortreten würde.

„Nun wird mich Maschinka nicht mehr so tyrannisiren,“ — raunte die Gräfin dem Obergerichtsrath zu, als sie ihm eines Abends den Thee reichte — „nun wird sie sich wohl in Acht nehmen — denn heute habe ich ihr gesagt, daß ich den Grafen heirathen werde.“

„Wie, heute erst?“ scherzte Sandauer. „Und das haben Sie ihr so lange verschweigen können?“

„Sie war nicht neugierig; vielleicht würde ich es ihr eher vertraut haben.“

„Was flüstert Ihnen die Gräfin hier zu, das ich nicht hören soll?“ fragte Silvius. —

Mit graziöser Koketterie legte Leonie die Hand auf Sandauer's Lippen, um demselben Schweigen aufzuerlegen. Dieser jedoch schob dieselbe bei Seite in der Absicht, dem sanften Befehle nicht zu folgen; er hatte den Augenblick für günstig erachtet, um eine Erklärung des Grafen herbeizuführen, — da wurden im Nebenzimmer die Tasten eines Klaviers angeschlagen, erst ganz leise wie hingehauchtes Seufzen, wie stilles Weinen, bis die Töne plötzlich in einen stürmischen Akkord wie in einen wilden Aufschrei übergingen, und wogten und stürmten und brausten, so daß Silvius, von dem Zauber des Spieles hingerissen, an die Polin die Frage richtete:

„Gräfin, wer ist diese wunderbare Hand, die

solche Seele, solche Gluten dem Instrumente entlocken kann?"

Leonie lachte und sagte:

„Es ist nur meine Kammerjungfer Maschinka."

„Maschinka? Also eine Russin?"

Vielleicht hätte er noch weiter geforscht, wenn sein entzücktes Erstaunen nicht gesteigert worden wäre, als übergleitend-vermittelnde Akkorde in eine ihm wohlbekannte Melodie übergingen und eine Altstimme zu singen begann:

„Ich grolle nicht, wenn mir das Herz auch bricht;
Ewig verlornes Lieb, ich grolle nicht."

„Nein, nein," rief Silvius, als die erste Strophe zu Ende war, „das kann keine Fremde sein! Das singt ein deutsches, zitterndes Herz, und ich kenne diese Stimme. — Cilly — Cilly — Cilly!"

Damit war er auch schon an dem Eingang zu dem Nebenzimmer und hatte die Klinke erfaßt, um im Ueberwallen seines Herzens die Thüre aufzureißen — aber dieselbe war von Innen verschlossen, der Gesang verstummt.

„Ich will Ihnen die Sängerin vorstellen!" sagte in plötzlichem Entschlusse die Gräfin und ging an die Thüre und rief:

„Maschinka, öffnen Sie — ich bin es."

Dann wurde von Innen geöffnet; die Gräfin

ging hinein, blieb einige Minuten und kehrte dann mit einem weiblichen Wesen zurück, das sie den Herren mit den Worten vorstellte: „Das ist die Sängerin!"

Es war nicht Cilly — die Person war Wildner vollkommen fremd.

Maria Mancini.

Roman von

Julius Grosse.

Zweite Auflage. 2 Bände. 8. Eleg. broschirt. Preis M. 7. 50 Pf.

In seiner bekannten anmuthigen und geistvollen Erzählungsweise führt uns der Dichter an den glänzenden Hof Ludwig XIV., als die schöne Maria Mancini, die eine der fünf berühmten Nichten des Kardinal Mazarin, das leichtbewegliche Herz des jungen Königs gefesselt hält. Wie ein funkelndes Raketenspiel blitzt und prasselt die raffinirteste Intrigue des Hofes und der Diplomatie vor uns auf und spannt den Leser durch die kunstvolle Verkettung der Fäden bis zum Schluß.

Eine liebenswürdige Bereicherung erhält das Buch noch durch die sich anschließende Novelle Grosse's: „**Caravaggio**“, die uns in das Land voll Sonnenschein und Liebesglut: Italien! — und in ein anmuthig bewegtes, farbenreiches Künstlerleben voll der wechselndsten und interessantesten Schicksale führt.

Der Stadtengel.

Ein bürgerlicher Roman von

Julius Grosse.

2 Bände. 8. Elegant broschirt. Preis M. 6. —

Der berühmte Epiker im Vers, der sich auch mit großem Glück auf dem Boden des Romans bewegt, hat uns in seinem Stadtengel eine ungemein anziehende „bürgerliche Geschichte“ geschenkt. Auf breitem epischem Hintergrund entrollen sich mehrere drastische, treu nach dem Leben gezeichnete Familienbilder, aus denen je ein weiblicher Typus — das „emanzipirte Weib“, die „unversorgte Tochter“ und die „alte Jungfrau“ — dominirend hervortritt: im Gegensatz dazu zwei charaktervolle Männertypen, von denen der Eine aus inneren Gründen bereits darauf verzichtet hat, sich einen häuslichen Heerd zu gründen, während der Andere in den Fesseln der glücklichen Familie nicht dazu gekommen ist. Als dieser es endlich doch noch versucht, muß er nicht nur den Bruch mit seiner Familie tragen, sondern auch alle seine bisher unbenützte Kraft entfalten, um sich auf seine eigenen Füße zu stellen. Dieser Kampf um's Dasein, wie die Lösung aus alten Fesseln, bildet den Vorwurf des Romans, der mit unwiderstehlicher Wahrheit und im anziehendsten Lebensbilde zeigt, daß nicht Besitz und Sorgenfreiheit, sondern Arbeit und Kampf die sichersten Garantieen der Unabhängigkeit und des Glückes sind.

Horn, Georg,

Der Schatz von St. Himmelspfort Roman

Bd.: 2. Band

Stuttgart 1875